





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Insel des Kopfjägers

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die Insel des Kopfjägers

John Sinclair Nr. 703

von Jason Dark

erschienen am 24.12.1991

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Die Insel des Kopfjägers

Drei Dinge kamen zusammen - die Nacht, die Dunkelheit und der Tod. Das aber merkte Jason Travis nicht, denn er schlief. Als er erwachte, war es bereits zu spät.

Da sah er etwas Bleiches, Tanzendes, Fratzenhaftes mit rot geäderten Augen in dem totenblassen Gesicht über sich. Er hörte ein Keuchen und sah einen langen, blitzenden Gegenstand über sich schweben.

Ein Messer!

Es war der reinste Irrsinn. Jason Travis kam da nicht mit, er befand sich in einem Ausnahmezustand, denn ihm war klar, daß ihn jemand umbringen wollte. Eiskalt mitten in der Nacht ermorden.

Dieses Wissen erzeugte bei ihm eine Gegenwehr. Er wollte schreien, öffnete den Mund, aber die Reaktion der Angst blieb auf halbem Wege stecken.

Er gurgelte nur mehr auf.

Dann sah er die Klinge deutlicher. Über eine breite Pranke schaute er hinweg. Sie hatte sich auf seinen Mund gepreßt, er konnte sie auch riechen. Für Travis war es der Gestank des Todes.

Das Gesicht - nein, die Fratze - bewegte sich von einer Seite zur anderen. Die Augen waren wie blasse Kugeln, sie strahlten alles Böse dieser Welt ab.

Und das Messer raste nach unten. Nicht einmal, nicht zweimal.

Der Mörder handelte wie im Rausch. Und er lachte dabei.

Immer und immer wieder…

***

Der Regisseur war zufrieden!

Er hieß Burney Blake und hatte sich in der Branche einen Namen als Actionfilmer gemacht. Was er anpackte, hatte Hand und Fuß, dafür weniger Handlung.

Er drehte keine subtilen Filme, sondern Streifen, die den Zuschauer direkt anpackten, und dabei ging es zwangsläufig zur Sache.

Burney Blake war ein Mann, der sein Handwerk verstand, der mit seinen Stars hart arbeitete, nichts dem Zufall überließ und als Perfektionist galt.

Und noch ein Markenzeichen gab es: Er trug stets eine Schirmmütze. Es war eine weiße Leinenkappe, die auf seinem schmalen Kopf saß, ihn eigentlich noch schmaler machte, wie manche Menschen behaupteten. Fast genauso lang wie der Schirm der Mütze war seine Nase. Spötter behaupteten, daß er mit der Nase die guten Filmstoffe riechen konnte.

Und er machte die Stars!

Unter seiner Ägide hatten es schon viele Leute geschafft, nach oben zu kommen. Ob Männer oder Frauen - wer erst einmal unter seine Fittiche geriet, war ein gemachter Mann.

So auch Dick Travis!

Er gehörte nicht zu den Schauspielern, die auf der Bühne hätten große Erfolge erzielen können, aber im Filmgeschäft und als Action-Star hatte er sich einen Namen gemacht, und der war so gut, daß er mittlerweile hohe Gagen kassieren konnte, die es ihm ermöglichten, ein tolles Leben zu führen.

Als Blake ihn rief, war er zur Stelle.

Der neue Film sollte wieder ein Hammer werden. Ein Thriller um Terroristen, die eine Giftgasfabrik ausgeraubt hatten und die Welt verseuchen wollten.

Travis war der Gegenspieler, und er ging ebenso zur Sache wie auch seine Feinde.

An diesem heißen Julitag war die Crew ins Studio gegangen, um zwei Szenen zu drehen. Das hatten sie sich vorgenommen, das würden sie auch durchhalten.

Blake holte seinen Star zur Seite. Travis war bereits geschminkt. Er wollte nur mehr letzte Einzelheiten besprechen. Die Kameras standen in Positur, jeder war auf seinem Posten, und der Regisseur konnte zufrieden sein.

Er hatte nur noch eine kleine Korrektur anzubringen, die er mit seinem Star besprechen wollte.

»Du weißt, wie du dich zu drehen hast?«

»Klar.«

Blake zog an seiner Mütze. Er knetete die lange Nase, maß noch einmal die Strecke aus, schüttelte den Kopf und brummte etwas vor sich hin.

»Stimmt was nicht, Burney?«

»Ja.«

»Und was?«

»Ich weiß es noch nicht.« Der Regisseur ging den Weg noch einmal und schaute sich dabei um.

Plötzlich schnickte er mit den Fingern. Auf seinem Gesicht ging die Sonne auf, als er lächelte.

»Jetzt weiß ich es. Das Licht. Die Beleuchtung hat mich gestört. Moment, Dick.«

Er ging zu den beiden Beleuchtern und sprach einige Worte mit ihnen. Die Männer hörten zu, korrigierten die Scheinwerfer, und Blake war zufrieden.

Die anderen Akteure hielten sich außerhalb des Filmzimmers auf, denn dort sollte die Musik zuerst spielen.

»Noch Fragen, Dick?«

»Nein, keine mehr.«

»Dann fang an.«

Die Regieassistent hatte zugehört. Er hielt die Klappe bereits hoch. Spannung erfaßte das Team.

Sekunden vergingen.

Dann der Ruf: »Action!«

Dick Travis betrat den Raum, schaute sich um, weil er damit rechnete, angegriffen zu werden. Es geschah nichts. Erst als er dem breiten Fenster den Rücken zudrehte, sah er dort einen Schatten.

Es war der Ledermann, einer seiner Gegenspieler. Und plötzlich barst

die Scheibe auseinander.
Travis wirbelte herum.
Der Ledermann war schneller.
Und der Angriff erwischte den guten Helden. Travis wurde nur selten von einem Stuntman ersetzt, es machte ihm Spaß, auch gefährliche Szenen selbst zu spielen.
Die Szene dauerte ziemlich lang, und daß die Sequenz durchgezogen werden konnte, lag daran, daß hier Profis am Werk waren, das spürte man. Dick Travis gelang es, sich gut gegen den Ledermann zu verteidigen.
Als der Angreifer durch einen Messerstich ›starb‹, waren alle zufrieden, und der Regisseur klatschte in die Hände. »Das haben wir im Kasten, Freunde. Ihr seid super gewesen.«
Dick und der Ledermann halfen sich gegenseitig auf die Beine. Sie wußten, daß jetzt eine kurze Pause folgen würde, und die hatten sie auch verdient.
In der Kantine fand sich die Crew wieder. Man redete über den Film, und Blake deutete bereits ein nächstes Projekt an, wobei er keine Auskünfte über den Inhalt gab.
»Das soll eine Überraschung werden.«
Gegen Mittag zogen sie auch die nächste Szene durch. Sie mußte allerdings mehr als zehnmal wiederholt werden, bis der Regisseur zufrieden war.
Nach Abschluß des Drehtages waren alle doch ziemlich geschlaucht. Da gab es keine freundlichen Worte mehr, jeder aus dem Team wollte so schnell wie möglich verschwinden.
Travis dachte nicht anders.
Nur stand an diesem Abend kein Besuch in einem Lokal oder einer Schauspielerkneipe an, er würde sich seinem Bruder widmen und mit ihm noch einmal über gewisse Dinge reden, die Jason in letzter Zeit bedrückten und Angst machten.
Eine sehr starke Angst, die schon zur Phobie geworden war, und Dick Travis fragte sich, ob Jason sich nicht besser in ärztliche Behandlung begab.
Seine Zwangsvorstellungen hatten in den letzten Tagen stark zugenommen. Er fühlte sich von etwas Schrecklichem bedroht, das nicht von dieser Welt war, aber wenn er danach gefragt wurde, konnte er nicht sagen, was genau war. Er sprach dann von einer Wolke des Grauens, die über ihm hing und ihn irgendwann in einen Blutklumpen verwandeln würde.
Genau das hatte er gesagt.
Blutklumpen…
Dick schüttelte sich, als er an den Vergleich seines Bruders dachte. Er mochte seinen Bruder, der vier Jahre jünger war als er. In der

Kindheit waren sie immer zusammen gewesen, und der Ältere hatte den Jüngeren stets beschützt.

Jason Travis war immer fröhlich und optimistisch gewesen, auch als er Melanie Gyle geheiratet hatte. In den ersten beiden Jahren hatte er sich nur unwesentlich verändert, später war diese Veränderung stärker geworden. Bei einem Gespräch mit Dick hatte Jason einmal den Namen seiner Frau sehr negativ erwähnt, war aber dann vom Thema abgewichen, ohne Details zu erwähnen.

Erst Monate später hatte er voller Furcht von ihr gesprochen und auch erzählt, daß sie nur noch selten zu Hause war.

Schließlich war die Angst immer stärker geworden, und eigentlich stand er dicht vor einer Explosion seiner Gefühle. Irgendwann würde es soweit sein, da drehte er durch.

Bevor dies jedoch eintrat, wollte Dick seinen Bruder dazu überreden, sich in ärztliche Behandlung zu begeben.

Er schaute auf die Uhr.

Neben ihm saß Claudine, eine hübsche Rothaarige, die aus Frankreich kam und eine Nebenrolle in dem Streifen spielte. Sie hatte Dicks Blick bemerkt. »Du willst weg?« Sicherheitshalber umfaßte sie seinen Arm, weil sie dokumentieren wollte, daß er noch bleiben sollte, um den Abend mit ihr zu verbringen.

»Ja, Schätzchen.«

»Kannst du das nicht verschieben?«

»Nein.«

»Hach«, sagte sie und rückte von ihm weg. »Du bist immer so schrecklich direkt.«

»Besser als umgekehrt.«

»Ich weiß.«

Travis stand auf. Er war der erste, der ging, verabschiedete sich von Burney Blake und versprach, am anderen Tag pünktlich zum Drehbeginn im Studio zu sein.

Dick Travis fuhr einen schneeweißen Jaguar. Er liebte diesen Wagen über alles, der ihm tatsächlich manchmal wie ein Raubtier vorkam. Auch wenn der Verkehr in London einer kleinen Hölle glich, mit der U-Bahn fuhr er nicht.

Außerdem wurde er zu leicht erkannt. Vor allen Dingen bei einem jüngeren Publikum gehörte er zu den Stars, die man einfach kennen mußte, und es gab nicht wenige Fans, die ihn anhimmelten.

Natürlich blieb er mehr als einmal im Verkehr stecken, was ihn nicht sonderlich aufregte. Während der ›Fahrt‹ hörte er sonst Musik, doch an diesem Tag hatte er keine Kassette in den Recorder geschoben. Da ärgerten ihn auch die Staus, weil er den Eindruck hatte, daß jede Sekunde zählte.

Er *mußte* zu seinem Bruder.

Die beiden standen sich trotz der unterschiedlichen Karrieren sehr nahe. Der eine war für den anderen da. Dick spürte, daß Jason Hilfe benötigte, daß er in Not war, daß es Arger geben konnte, und da mußte er ihm einfach helfen.

Aber wie konnte er Jason davon überzeugen, daß dessen Zwangsvorstellungen nicht der Realität entsprachen?

Er wußte sich keinen Rat. Er war kein Arzt, kein Seelenklempner, er mußte den Mann nur dazu bringen, sich endlich zu einem Arztbesuch aufzuraffen. Und er kannte auch einen Spezialisten, der sich Jasons Problemen sicherlich annehmen würde.

Da hatte Dick schon alles vorbereitet. Er benötigte nur die Zustimmung seines Bruders, und alles war okay.

Langsam fuhr er weiter.

London stöhnte unter einer Hitzewelle. Zuerst war es nur sonnig gewesen, dann aber hatte der Wind gedreht und es war auch die verfluchte Sahara-Schwüle in die Stadt eingefallen wie eine Plage.

Manche Menschen litten wie Tiere. Es hatte schon Hitze-Tote gegeben. Der Ozongehalt stieg ständig, Warnungen wurden durchgegeben, daß sich Menschen mit Herz- und Kreislaufschwächen bei dieser Luft am besten in ihren Wohnungen und Häusern aufhielten.

Wer konnte, fuhr in Urlaub, aber viele Leute mußten ihrem Job nachkommen, und so bewegten sie sich in einem einzigen heißen Kessel, der London hieß.

Der Jaguar war natürlich mit einer Klimaanlage ausgerüstet, und so gehörte Dick Travis zu den Glücklichen, die nicht schwitzten. Der Weg von den Studios zur Wohnung seines Bruders zog sich sehr in die Länge. Jason lebte in der Nähe von Wimbledon, besaß dort ein kleines Haus.

Die obere Etage hatte er an einen Professor vermietet, der die meiste Zeit des Jahres nicht zu Hause war, und sich auch seit drei Wochen in Griechenland aufhielt, wo er Ausgrabungen leitete.

Am Stadtrand kam er besser voran.

Das Laub der Bäume war ungemein dicht und dunkelgrün. Manchmal hatte er das Gefühl, durch einen Tunnel zu fahren, wenn die Baumreihen zu dicht an den Straßenrand heranwuchsen.

Der Weg war geteert. An einigen Stellen warf er Wellen. Da hatte ihn die heiße Sonne fast zum Schmelzen gebracht.

Noch ungefähr fünfhundert Yards, dann mußte er rechts in den schmalen Weg einbiegen, der zu der kleinen Siedlung führte.

An der Einmündung hockten zwei Jugendliche im Gras und picknickten. Die Räder lagen neben ihnen. Beide Jungen schlürften Wasser aus einer Dose. Angeblich brachte es die verbrauchten Kalorien sehr schnell zurück, das jedenfalls versprach die Werbung.

Travis dachte daran, daß man auch an ihn herangetreten war, um für dieses Wasser Reklame zu machen. Er hatte abgelehnt.

Sie grinsten ihm zu, als er vorbeifuhr. Er winkte müde und ließ den Wagen weiterrollen.

Bis zum Haus seines Bruders war es nicht mehr weit. Der Weg beschrieb einige Kurven durch ein flaches Gelände. In der Ferne malte sich der Umriß eines Wasserturms ab. Er hob sich wie ein altes Kunstwerk vor dem graublauen Sommerhimmel ab, auf dem sich einige Wolken wie lange Fahnen verteilt hatten.

Das ungute Gefühl war nicht von Dick Travis gewichen. Sogar sein Herz schlug schneller, das passierte ihm nur selten. Selbst vor einer Aufnahme war er ruhiger.

Irgend etwas stimmte nicht. Er glaubte zwar nicht, daß sein Bruder in Gefahr war, aber so normal, wie er sich sonst gegeben hatte, konnte er nicht mehr sein.

Obwohl vom Alter her verschieden, fühlte er sich sehr zu seinem Bruder hingezogen. Ganz im Gegenteil zu dessen Frau Melanie Travis, seiner Schwägerin. Natürlich brauchte er sich zu ihr auch nicht hingezogen zu fühlen, aber sie war ihm nicht einmal sympathisch. Sie gehörte zu den Frauen, bei denen kein Funke übersprang. Wenn er sich mit ihr unterhielt, dann sehr sachlich. Wenn sie sich wie zwei Freunde begrüßten, kamen ihm ihre Wangenküsse kalt vor.

Eine seltsame Frau…

Und gleichzeitig eine Person, die eine Macht über Jason ausübte, die er als negativ einstufte. Er gab ihr einen Großteil der Schuld an der Veränderung seines Bruders.

Die ersten Häuser erschienen auf der rechten Seite des Weges. An der linken zog sich sehr weit ein Kornfeld hin, das bereits abgemäht worden war.

Travis wohnte am Ende der Straße. Sein Haus bildete praktisch den Abschluß. Dahinter begann eine große Wiese, deren Abschluß der Wasserturm bildete. Er stand neben einem künstlichen See, der zu den großen Wasserreservoirs gehörte, für die diese Gegend unter anderem bekannt war.

Das Haus stand seit ungefähr dreißig Jahren. Jason hatte es von einem älteren Ehepaar erworben und an der Rückseite einen Wintergarten anbauen lassen, in dem er sich gern aufhielt. Von Beruf war er freier Architekt und hatte in den letzten beiden Jahren wieder besser verdient als in den Zeiten davor, wo er doch eine große Durststrecke durchgemacht hatte.

Sein Wagen, ein alter Spitfire, knallrot und sehr gepflegt, stand in der Auffahrt.

Jason war also zu Hause.

Dick brauchte nicht zu klingeln. Er besaß einen Schlüssel zum Haus,

was seine Schwägerin nicht gerade begrüßte.

Als er ausstieg, traf ihn die Schwüle wie ein Keulenschlag. Dick hatte das Gefühl, sich durch Watte wühlen zu müssen, um bis an den Eingang zu gelangen.

Efeu umwucherte die Vorderseite des Hauses. Er wuchs so dicht, daß er schon eine zweite Mauer bildete, die im späten Frühjahr zahlreichen Vögeln Nistplätze bot.

Die Haustür war in einem dunklen Blau angestrichen. Der weiße Griff stand im scharfen Kontrast dazu.

Dick klingelte. Als niemand öffnete, versuchte er es ein zweites Mal. Auch da erlebte er keine Reaktion und holte schließlich den Zweitschlüssel hervor.

Er schloß auf.

Ein schmaler Flur empfing ihn. Hellblau waren die Wände angestrichen, über sich sah er das gläserne Dach, durch das die Strahlen der Sonne streichen konnten. Es gab keine Zwischendecke, so fiel das Licht hinab wie in einen Treppenschacht.

Im Wohnraum fand Dick Travis seinen Bruder nicht. Er entdeckte auch keine Spuren, die auf einen Aufenthalt seinerseits hingewiesen hätten. Alles wirkte sehr aufgeräumt.

Jenseits des Wintergartens hüpften einige Amseln über die Wiese und suchten nach Würmern.

Seltsam.

Dick spürte ein Kratzen im Hals. Auch kein gutes Zeichen, denn es wies darauf hin, daß einiges nicht in Ordnung war, denn so hatte er das Haus noch nie erlebt.

Er schaute sich die Treppe an.

Dunkelblau gestrichene Stufen führten in die obere Etage, wo das Schlafzimmer lag, der Arbeitsraum seines Bruders und auch die beiden Bäder.

Das alles kannte er, das war ihm vertraut, und dennoch wollte der Druck in seiner Kehle nicht weichen.

Das Kratzen im Hals nahm zu.

Er atmete durch die Nase.

Seine Tritte wirkten auf den Holzstufen laut, etwas, das ihn irritierte.

Er schaute hoch.

Das Geländer hatte ebenfalls blau gestrichene Pfosten. Der Handlauf war weiß.

Ihm Flur blieb er stehen.

Hier herrschte die Farbe weiß vor. Eine Andy-Warhol-Lithograhie hing an der Wand. Grelle Farben, die wegen des hellen Hintergrunds überhaupt nicht störten.

Drei Schritte bis zur Schlafzimmertür.

Dick Travis runzelte die Stirn, als er sah, daß sie nicht geschlossen

war.

Auf einmal spürte er den Schweiß noch intensiver. Dann sogar am ganzen Körper.

Zwei Fliegen summten in der Nähe. Andere drangen durch den Türspalt und flogen in den Flur.

Der Geruch fiel ihm auf. Es war schon mehr ein Gestank.

Travis schüttelte den Kopf. Er wollte sich nicht selbst verrückt machen, riß sich zusammen und drückte die Tür des Schlafzimmers auf.

Er schaute in einen ziemlich düsteren Raum, weil die Rollos vor das Fenster gezogen waren. Das Licht des Tages sickerte nur mehr in Streifen in das Zimmer.

Vor ihm stand das Bett.

Ein ›Grand lit‹, wie die Franzosen sagten. Und dann sah er seinen Bruder. Er lag auf dem Bett.

Er war tot!

Die Fliegen umschwirrten ihn, und Dick Travis sah nicht nur ihn, sondern auch das Blut.

Viel Blut…

***

Die Stimmung zischte wie der Champagner, der aus manchem Flaschenhals quoll. Das Lachen der Gäste war nicht zu überhören und hallte bis über den Fluß, an dem das Restaurant lag, das von einer Filmcrew gemietet worden war.

Nur Geladene sollten hinein, nicht einmal die Presse war zugelassen, weil die Crew unter sich sein wollte. Der Regisseur Burney Blake hatte alles arrangiert, weil er so gut in der Zeit war und eine solche Fete, als Sommerfest deklariert, einfach sein mußte.

Ich hatte eine Einladung. Sie war zusammen mit einem Brief gekommen, den ich mehrere Male gelesen hatte, wobei ich mir überlegte, ob ich das Fest überhaupt besuchen sollte.

Nach der Suche in Rumänien allerdings wollte ich mir eine Abwechslung gönnen und war gespannt, was Dick Travis von mir wollte.

Ich kannte ihn.

Nicht persönlich, nein, aber ich hatte Filme mit ihm gesehen, denn er gehörte zu den Action-Stars des Kinofilms.

Dick Travis hatte mich inständig um ein Gespräch gebeten und von mir eine positive Antwort per Fax erhalten.

Auf der hölzernen Terrasse, die in den Fluß hineingebaut worden war, war die Party bereits in vollem Gange.

In das Restaurant führte eine Glastür, die ich aufstoßen konnte und zwei Schritte weit kam.

Ein Mann im weißen Smoking, der auf mich den Eindruck eines Rausschmeißers machte, trat mir in den Weg.

»Haben Sie eine Einladung, Sir?«

»Klar.« Ich holte sie aus der Tasche. Sie war ebenso zerknittert wie mein heller Leinenanzug.

Der Rausschmeißer las, brummte etwas und gab sie mir zurück. »Darf ich?« fragte ich grinsend.

»Ja, gehen Sie.«

Ich passierte ihn. Das Lokal selbst war leer. Alles spielte sich hinter der breiten Glastürfront auf der Terrasse ab, wo Lampions eine bunte, schaukelnde Kette bildeten und die Klänge einer Band über die Wellen wehten.

Man tanzte noch nicht, dafür war es zu früh. Die Dämmerung lauerte bereits, es würde noch einige Zeit dauern, bis sie die Stadt mit ihrem Schleier bedeckt hielt.

Ich betrat die Terrasse, hörte die Stimmen, das Lachen und sah das bunte Völkchen der Filmcrew, das aß und trank, wobei ich die modernste Sommerkleidung präsentiert bekam und es vielen weiblichen Personen eingefallen war, sich in enge, grellfarbige Radlerhosen zu zwängen, die bei dieser Hitze bestimmt keine Wohltat waren.

Mein schwarzes Waschseidenhemd hatte ich ziemlich weit aufgeknöpft. Ich genoß den kühlenden Wind und ein kühles Bier, das ich mir von einem Kellner zapfen ließ. Mit dem Glas in der Hand wanderte ich umher, um mir einen ersten Eindruck zu verschaffen.

Die Stimmung war locker. Sie entsprach dem Wetter. Man hatte Spaß, man genoß die Wärme, den Alkohol und gleichzeitig den erfrischenden Wind.

Die Teilnehmer der Fete standen in Gruppen zusammen, sie redeten mit einander, sie lachten. Dazwischen knallten die Korken der Champagnerflaschen.

Auf dem Wasser sah ich ein Boot.

Zwar war keine Presse eingeladen worden, aber die Reporter der Yellow Press hatten trotzdem Wind davon bekommen. Sie näherten sich von der Flußseite her, und ihre auf das Restaurant gerichteten Kameras verstreuten permanent ein Blitzlichtgewitter.

Mir gefiel das nicht. Da ich dicht an der Reling stand, die als Abtrennung diente, drehte ich mich um.

Ein Mann schaute mich an.

Das war er, das war Dick Travis!

Sonnenbraun mit halblang geschnittenen braunen Haaren. Ich sah den harten Mund, das schiefe Grinsen auf den Lippen, die hellen Augen und die markante Nase.

Ein schöner Mann, einer, auf den Frauen flogen, aber auch ein Mann,

der sehr unsicher war und es nicht verstand, dieses Gefühl locker zu übertünchen.

Er trug einen weißen Anzug, dazu ein schillerndes Seidenhemd in der Farbe von Klatschmohn. In seinen Augen malte sich Erleichterung ab, als er mich anschaute.

»John Sinclair - Sie sind John Sinclair.«

»Sicher. Und Sie Dick Travis.«

Er nickte. »Sie können mich Dick nennen.«

»Alles klar. Ich bin John.«

Er holte tief Luft, schaute sich dabei um und erkundigte sich, ob ich schon etwas gegessen hatte.

»Noch nicht.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, sich vom Büfett zu bedienen und mit mir in das Restaurant zu gehen, wo wir uns unter vier Augen und in aller Ruhe unterhalten können?«

»Nicht im geringsten.«

»Ich warte dann dort.« Er lächelte knapp und ging.

Sein Verhalten irritierte mich schon. Da war nichts von der Selbstsicherheit eines Filmstars zu merken gewesen. Dieser Dick Travis mußte echte Probleme haben.

Aber auch Stars sind nur Menschen.

Mein Glas hatte ich geleert. Auf Champagner, das teure Rülpswasser, verzichtete ich gern, ging zum Büfett, ließ mir kaltes Roastbeef geben, pfefferte und salzte es, nahm noch einen leichten Salat und ein frisches Bier vom Faß mit.

Dann betrat ich das Restaurant.

Dick Travis saß nicht am Fenster. Er hatte sich einen der hinteren Tische ausgesucht, wo er nicht gestört wurde.

Er hockte dort, starrte ins Leere und hatte seine Handflächen gegen die Wangen gedrückt. Als er meine Schritte hörte, schaute er auf, die Lippen zu einem gezwungenen Lächeln verzogen. Er deutete mit der freien Hand auf einen Stuhl.

Ich nahm Platz.

»Darf ich erzählen, während Sie essen, John?«

»Aber gern, ich höre zu.«

Das tat ich dann auch, während ich das rosafarbene Fleisch schnitt, den Salat aß und einiges über das Verhältnis der beiden Travis-Brüder hörte. Natürlich war mir nicht unbekannt, daß ein gewisser Jason Travis durch zahlreiche Messerstiche ums Leben gekommen war, aber sein Ableben gehörte nicht in meinen Bereich, und ich sah auch keine Chance für einen Wechsel, trotz Dicks Erklärungen.

Das war ein normaler Mord, nichts anderes. Jason Travis mußte, Dicks Berichten zufolge, eine seelische Störung mit sich herumgetragen haben, aber so erging es vielen Menschen.

Ich leerte den Teller, schob ihn zur Seite trank einen großen Schluck Bier und wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Mein Gegenüber war nervös, er konnte seine Hände nie ruhig halten, immer wieder schaute er nach rechts und links, wischte sich den Schweiß von der Stirn und wartete auf meine Reaktion.

»Was sagen Sie, John?«

Ich hob die Schultern. »Eigentlich nicht viel…«

Er starrte mich an. »Sie halten mich für einen Spinner«, brachte er hervor. »Für einen echten Spinner - oder?«

»Nicht direkt, wenn Sie entschuldigen, aber ich kann mit diesem Fall einfach nichts anfangen. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß er bei meinen Kollegen in guten Händen liegt.«

Dick Travis schloß sekundenlang die Augen. Er mußte die Antwort zunächst verdauen. »Das habe ich befürchtet«, flüsterte er, »verdammt noch mal, das habe ich befürchtet.« Er holte eine Zigarette aus der Schachtel, paffte und drückte das Stäbchen wieder aus.

»Sie sollten den Kollegen wirklich Vertrauen schenken.«

»Das habe ich getan!« zischte er über den Tisch hinweg. »Das habe ich, verdammt noch mal, getan. Aber man hob nur die Schultern und erklärte mir, daß man keine Spur hätte. Dabei habe ich ihnen von meiner Schwägerin Melanie berichtet.«

»Die Sie für das Übel halten?«

»So ist es.«

Ich schaute auf die braune Tischplatte. Sie war gefliest. In der Mitte lag eine weiße Decke. »Wenn ich Sie recht verstanden habe, kommen Sie mit Ihrer Schwägerin nicht gut zurecht.«

»Das stimmt.«

»Und warum nicht?«

Er zuckte mit den Schultern. »Warum nicht, fragen Sie? Melanie ist eine Schlange, ein weiblicher Teufel. Sie hat meinen Bruder fertiggemacht. Sie hat ihn zu einem seelischen Krüppel degenerieren lassen. Sie ist schlimm.«

»Hat sie ihn auch ermordet?«

»Ja.«

»Das sagen Sie.«

»Und ich bleibe dabei.«

»Können Sie das auch beweisen?«

Er schüttelte den Kopf. Sein Gesicht sah bleich aus. »Nein, das kann ich nicht beweisen, aber ich weiß es verdammt gut.«

»Das hilft der Polizei wenig. Wir brauchen nun mal Beweise.«

»Die sollen Sie doch herbeischaffen, John.«

»Es ist nicht mein Fall.«

Er starrte mich an, holte tief Luft. »Sollte ich mich denn so in Ihnen getäuscht haben, John?«

»Dick«, ich sprach zu ihm wie zu einem kleinen Kind. »Das hat doch damit nichts zu tun. Ich kann mich nicht in alle Fälle einmischen, auch mir sind Grenzen gesetzt. Das müssen Sie einfach verstehen. Es ist nicht meine Schuld, aber mir sind die Hände gebunden. Ich kann nichts machen.«

Er stöhnte auf. Sein Geräusch endete in einem leisen Fluch. »O verdammt«, sagte er nur. »Als nächstes stehe ich auf der Liste dieses verdammten Weibs.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Weil ich weiß«, er senkte seine Stimme, »daß sie meinen Bruder umgebracht hat. Auch mich will sie killen.« Er klopfte mit dem Zeigefinger gegen seine Brust. »Auch mich, Sinclair, auch mich.«

»Da sind Sie sich sicher?« Ich ließ Spott in meiner Stimme mitklingen.

»Ja.«

»Nennen Sie mir den Grund!«

Er hatte ein Longdrinkglas vor sich stehen und leerte es mit einem einzigen Zug. »Das kann ich Ihnen genau sagen. Sie will mit mir ins reine kommen. Sie hat mich eingeladen auf diese verdammte Insel, die vor der französischen Küste liegt.«

Ich hob die Augenbrauen. »Welche Insel?«

»Sie gehört ihr. Meine Schwägerin hat sie geerbt.«

»Ist die Insel bewohnt?«

»Soviel ich weiß, schon. Ich weiß aber nicht, von wem. Ich bin noch nie dort gewesen. Melanie hat mich eingeladen. Sie will mit mir in Ruhe reden und einige Tage Urlaub machen, weil sie angeblich über den Schock hinwegkommen muß, den der Tod ihres Mannes bei ihr ausgelöst hat.« Dick Travis lachte. »Als ob sie jemals schockiert gewesen wäre. Die hat ihn selbst gekillt, und jetzt soll ich als nächster daran glauben.«

Ich blieb mit meiner Antwort etwas formal. »Hören Sie, Dick, um jemanden umzubringen, bedarf es eines Motivs. Welches Motiv soll Ihre Schwägerin haben, Sie zu töten?«

»Keine Ahnung.«

»Na bitte.«

»Vielleicht hängt es mit ihrem Hobby zusammen.«

»Welchem Hobby?«

Er runzelte die Stirn. »Habe ich Ihnen davon nichts erzählt, John?«

»Nein.«

Er lächelte mich an. »Eigentlich kommen wir erst jetzt auf den Kern des Problems zu sprechen. Melanie hat ein sehr außergewöhnliches und seltsames Hobby. Sie interessiert sich für Totenkulte primitiver Völker. Spezialgebiet Südamerika.«

»Und weiter.«

»Nichts weiter. Melanie behauptet, daß diese Völker ein Wissen besäßen, das weit über das unsere hinausgeht. Sie sind sehr mit der Natur und dem Jenseits verwachsen, sie können Dinge, über die wir lachen. Sie haben besondere Kräfte und…«, er hob die Schultern. »Mehr weiß ich auch nicht. Aber mein Bruder fürchtete sich davor. Ich gehe sogar davon aus, daß dieser seltsame Kult die Ursache der Depressionen meines Bruders sind. Seine Frau hat ihn regelrecht verhext, und jetzt bin ich an der Reihe, was ja die Einladung auf die Insel beweist.«

Ich stieß die Luft aus. »Ist das nicht weit hergeholt?«

»Nein.«

»Und was soll ich dabei tun?«

»Das kann ich Ihnen sagen, John. Ich möchte, daß Sie sich ebenfalls auf der Insel aufhalten. Ich werde übermorgen losfahren, und wenn ich ankomme, sollten Sie schon dort sein. Die Pause kann ich mir erlauben, da einige Filmszenen gedreht werden, wo ich als Darsteller nicht daran beteiligt bin.«

»Wie heißt die Insel?«

Er griff in die rechte Seitentasche der Jacke, zog die Hand aber so schnell nicht wieder hervor. »Sie heißt Storm Island.«

»Wo finde ich sie?«

Travis atmete auf. Endlich holte er etwas aus der Tasche. Es war ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das er auf dem Tisch ausbreitete und so drehte, damit ich die Zeichnung erkennen konnte.

Die kleine Insel war mit einem Kreuz markiert. Im Norden sah ich den Umriß der englischen Küste, im Südosten den der französischen. In der Mitte lag die Insel, noch nicht im Kanal, sondern im Atlantik, wo er sehr unruhig war.

Der Name schien zu passen. »Sie sagen nichts?«

»Sie liegt sehr einsam.«

»Das kann man wohl behaupten. Ich werde natürlich sämtliche Kosten für Sie übernehmen, aber glauben Sie mir, auf dieser Insel hat meine Schwägerin freie Bahn. Da ist sie die Herrin, da gehorcht man ihr. Die Insel ist eine perfekte Falle. Ich werde sie nicht lebend verlassen.«

»Malen Sie da nicht zu schwarz, Dick?«

»Nein, überhaupt nicht«, erklärte er mit Bestimmtheit. »Ich weiß es. Das ist eine Toteninsel, ein Eiland der Angst und des Grauens. Verlassen Sie sich darauf.« Er hatte geflüstert, war noch blasser geworden und hatte auch eine Gänsehaut bekommen.

Ich war nicht überzeugt und steckte in einer Zwickmühle. Sollte ich mich nun in den Fall reinhängen, oder nicht?

Ich schaute ihn an.

»Was denken Sie, John?«

»Was wohl?«
»Noch immer nicht überzeugt?«
»Nicht ganz«, gab ich zu. »Es wäre vielleicht besser, wenn ich mal mit Ihrer Schwägerin spreche und sie mir aus der Nähe ansehen könnte. Ich möchte mir gern ein Bild von ihr machen können. Ein eigenes, wenn Sie verstehen.«
»Sie trauen mir nicht, wie?« Er hatte die Frage sehr aggressiv gestellt und funkelte mich an.
»Vergessen Sie nie, daß ich Polizist bin, Dick.«
»Ja, schon, aber glauben Sie mir, Melanie ist gefährlich. Ich habe sie ja auch eingeladen, aber sie wollte nicht kommen. Angeblich trauert sie, was ich mir nicht vorstellen kann. Die ist doch froh, daß mein Bruder tot ist.«
»Hassen Sie Ihre Schwägerin?«
»Ja.«
»Danke, Sie sind wenigstens ehrlich.«
Er beugte sich vor. »Das war ich immer bei Ihnen. Jetzt möchte ich Sie fragen, ob Sie sich entschieden haben? Werden Sie auf der Insel sein, wenn ich dort eintreffe?«
»Ich sage Ihnen noch Bescheid. Wie kann ich Sie erreichen?«
Er zog ein enttäuschtes Gesicht, hatte auch eine scharfe Antwort auf der Zunge, die er aber verschluckte. Aus der Brusttasche seines Hemdes holte er eine schmale Visitenkarte. Sie war hellblau.
In schwarzen Lettern und in Prägedruck waren die wichtigen Daten eingestanzt worden. »Da wohne ich, wenn ich hier in London filme.«
Ich steckte die Karte ein und stand auf. »Okay, Sie hören wieder von mir, Dick.«
»Wollen Sie nicht noch etwas mitfeiern?«
»Nein, danke. Viel Spaß noch.«
Er winkte ab. »Das ziehe ich hier so durch. Mehr ist es auch nicht. Ich kann mich einfach nicht auf die Fete konzentrieren. Können Sie das verstehen?«
»Irgendwo schon.«
Hinter der Scheibe winkten sie. Dick Travis wurde gebraucht, und ich ging in die entgegengesetzte Richtung da von, an dem Aufpasser vorbei. Ich verließ das Lokal, war in Gedanken versunken und ließ mir die Worte des Schauspielers noch einmal durch den Kopf gehen. War er ein Spinner?
Schwer zu sagen. Jedenfalls hatte er auf mich den Eindruck eines ängstlichen Menschen gemacht, eines Mannes, der unter einem starken Druck stand und seelisch litt.
Seinen Bruder hatte man durch mehrere Messerstiche brutal getötet. Die Kollegen wußten nicht, wer der Täter war. Sie suchten noch, sie hatten zwar Spuren gefunden, die aber ins Leere stießen. Dieser Mord

war schlimm. Der Täter mußte in einer Ekstase gewesen sein und hatte des öfteren zugestochen.

War das einer Frau zuzutrauen?

Ja, denn ich hatte da meine Erfahrungen sammeln können und schon etliche gefährliche Frauen kennengelernt. Zumeist aber hatten sie irgendwelchen Dämonen gehorcht.

Ich wandte mich nach rechts. Dort lag auch der kleine Parkplatz, umgeben von Hecken und nur spärlich beleuchtet. Im Licht der Lampen tanzten unzählige Insekten, als wollten sie gerade in dieser Nacht etwas Besonderes vorführen.

Hinter den Hecken wuchsen Laubbäume hoch. Mein Rover stand versteckt unter einem natürlichen Dach aus dicht belaubten Zweigen. Leise raschelnd bewegten sich die Blätter im Wind. Ich hielt den Wagenschlüssel bereits in der Hand, ahnte nichts Böses, war mit meinen Gedanken noch bei dem Gespräch, da traf es mich knüppeldick und frei nach Schiller, der da in seiner Glocke geschrieben hatte:

›Doch der Segen kommt von oben…‹

***

Einige Tage zuvor!

Die Nacht nach der Beerdigung des Jason Travis.

Hügel aus Lehm umgaben das Grab, über das einfache Holzplanken gelegt worden waren, aus Sicherheitsgründen, damit niemand hineinfiel und auf den Sarg krachte. Bei den vielen Beerdigungen war der Totengräber mit der Arbeit gar nicht mehr nachgekommen.

Es gab immer wieder Verrückte, die in der Nacht über den Friedhof streiften und sich an irgendwelchen Gräbern zu schaffen machten oder auch Parties feierten.

Von dem Lehmhügel war kaum etwas zu sehen, denn er verschwand unter einer Flut von Kränzen, deren Schleifen sorgfältig in alle Richtungen gelegt worden waren. Dazwischen steckten die Blumensträuße, die in der Hitze allerdings stark gelitten hatten und die Köpfe hängen ließen.

Es war ein ziemlich freies Gräberfeld. Die nächsten Bäume wuchsen in einiger Entfernung. Ihre Kronen bildeten mächtige Inseln, als wollten sie einen Teil des Untergrunds beschützen.

Auf diesem Teil des Friedhofs wirkten die meisten Gräber noch schmucklos, und es würde Jahre dauern, bis er eine parkähnliche Form bekommen hatte.

Kein Laut unterbrach die Stille.

Auch der Wind war beinahe eingeschlafen. Hin und wieder nur bewegte er zitternd die Spitzen der Grashalme, ansonsten lag der Friedhof da, wie es sich gehörte.

Und doch war jemand unterwegs!

Eine dunkle, unheimlich wirkende Gestalt, die zwar aussah wie ein Mensch, die aber kein Gesicht besaß, denn von den Füßen bis hoch zur Stirn war sie finster.

Sie kannte den Weg, sie kürzte ihn ab und huschte querfeldein über Grasteppiche und zwischen Gräberreihen hindurch, bis sie das neue Gelände erreicht hatte.

Dort blieb sie stehen und nahm eine witternde Haltung an, als wäre sie ein Tier.

Sie schaute nach vorn. Dabei sank sie etwas in die Knie, als wollte sie eine bestimmte Startposition einnehmen. Und sie bewegte sich auch nach rechts.

Mondlicht sickerte der Erde entgegen. Es schuf einen hellen Reflex, der über etwas Blankes hinweghuschte, was sich an der linken Seite der Gestalt befand.

Es war eine Klinge.

Lang, auch ziemlich breit und dabei leicht gebogen. Die Gestalt streichelte über den Griff, aus ihrem Mund oder dort, wo sich der Mund bei einem Menschen befand, drang ein zischendes Geräusch, vergleichbar mit einem Startsignal, denn plötzlich huschte die Gestalt wieder los. Abermals mit langen, raumgreifenden Schritten, aber so gut wie unhörbar, denn nur ein leises Poch-Poch hinterließen die Füße auf dem teppichartigen Waldboden.

Das Ziel der Gestalt waren die neuen Gräber.

Niemand sah den Fremden, der geduckt die freie Strecke überquerte und neben dem linken Lehmhügel in Deckung ging. Er saugte den Geruch der Blumen ein und der Tannenzweige, die sich ebenfalls nahe des Grabs herum verteilten.

Wieder wartete der Unbekannte. Niemand hatte ihn gesehen, niemand kam, um nachzuschauen, er war allein, und das mußte auch so sein.

Wie tastend umrundete er die kleinen Hügel und blieb vor der Schmalseite des Grabes stehen. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis er die Bretter zur Seite geräumt hatte.

Danach starrte er in die Tiefe!

Viel war nicht zu sehen. Die Umrisse des Sarges verschwanden mit der Düsternis der Grube. Auf dem Sarg lagen Lehm und Blumen. Beides zusammen bildete ein Muster.

Mit einem geschmeidigen Sprung ließ sich der Mann in die Tiefe fallen und atmete zunächst auf, als er es geschafft hatte. Er machte dann weiter, untersuchte den Sarg und war zufrieden, als er sah, wie er ihn am besten öffnen konnte.

Vor ihm lag der Tote.

Ein Leichenkosmetiker hatte das Blut abgewaschen und ihn so

zurechtgemacht, daß auch von den Wunden kaum etwas zu sehen war. Einige Stellen schimmerten dunkel unter dem Stoff des hellen Totenhemdes. Er lachte leise, als er daran dachte, daß bald einige Flecken hinzukommen würden, zerrte die Leiche hoch und legte den Toten mit dem Hals zurück auf den schmalen Sargrand am Kopfende.

Er schaute in das Gesicht.

Es war eine starre Maske mit geschlossenen Augen. Der Mund stand offen. Man konnte sich vorstellen, daß irgendwann später einmal Würmer und Käfer daraus hervorkriechen würden, wenn er mit brauner Graberde gefüllt worden war.

Soweit würde es nicht kommen.

Die Gestalt bewegte ihren rechten Arm und griff nach links, wo er den Griff der Waffe umklammerte.

Mit einer glatten Bewegung zog er sie hervor.

Es war kein Schwert, kein Säbel, auch kein langes Messer, sondern von jedem etwas.

Es war eine Machete!

Eine Waffe, die im Dschungel sehr wichtig war, um sich den Weg damit freizuschlagen.

Das wollte er nicht.

Noch einmal schaute er gegen die Leiche.

Sie lag gut, genau richtig mit ihrem Kopf.

Aus dem Mundloch drang ein Grunzen, als die Gestalt die Waffe anhob. Sie sah so aus, als wollte sie mit blitzender Klinge die Dunkelheit zerschneiden.

Aber sie zerschnitt etwas anderes, als sie nach unten raste und genau den Hals traf.

Wenig später war die Gestalt wieder unterwegs.

Diesmal aber mit ihrer Beute, die sie an den Haaren gepackt hielt. Alles lief gut…

Es war kein Segen, es war eine Gestalt, die über mir im Geäst des Baumes gelauert hatte und sich jetzt fallenließ.

Ich hörte den leisen Schrei. Zweige knackten zusammen, Blätter raschelten, und ich wußte selbst nicht genau, wie es mir gelang wegzukommen, so daß mich der Körper nicht so erwischte, wie er es sich wahrscheinlich vorgestellt hatte.

Er prallte gegen mich und warf mich um.

Ich fiel auf den Rücken, konnte mich nicht einmal abrollen, weil es einfach zu schnell ging. Neben mir sah ich den rechten Vorderreifen des Rover, vor mir kam die Gestalt auf die Füße, die mich aus dem Baum hervor angesprungen hatte.

Mein Gott, war diese Person schnell!

Ich bekam es mit der Angst zu tun und schaffte es nicht einmal, die Beretta zu ziehen, da warf er sich schon auf mich. Lautlos, gefährlich

und tödlich.

Ich riß beide Beine hoch.

Er krachte gegen die Sohlen und nicht auf meinen Körper. Ich schleuderte ihn schwungvoll über mich hinweg und hörte seinen Aufprall.

Jetzt sprang ich wieder hoch.

Aber auch er war schon auf den Beinen und zog eine Waffe, die mich im ersten Augenblick an ein Schwert mit breiter Klinge erinnerte. Aber so lang war sie nicht.

Der Hieb zerschnitt die Luft. Das Geräusch war so nahe, daß ich das Pfeifen hörte.

Ein blitzschneller Sprung katapultierte mich zurück bis gegen die Motorhaube des Wagens, über die ich dann kippte.

Die Gestalt sprang und schlug.

Ich rollte mich weg.

Haarscharf wischte die Klinge an mir vorbei, sie hämmerte gegen das Blech, wobei ich nicht erkennen konnte, ob sie es nur eindrückte oder auch zerstörte.

Ich rollte weiter, landete auf dem Boden, zog jetzt meine Waffe, weil mir endlich die Zeit dazu blieb, kam wieder hoch, taumelte weg und drehte mich herum.

Ich zielte ins Leere.

Nicht weit entfernt hörte ich das Rascheln der Heckenzweige. Der Angreifer war durch diesen Wall förmlich hindurchgehechtet und dann außer Sichtweite.

Ich ließ die Beretta sinken, steckte sie weg, nahm denselben Weg, aber es hatte keinen Sinn.

Der Kerl war verschwunden.

Mit doch relativ weichen Knien ging ich zurück zu meinem Wagen und lehnte mich gegen die Beifahrerseite. Ich kam mit dem Angriff nicht zurecht und auch nicht mit dem Angreifer.

Wer war diese Gestalt?

Erkannt hatte ich den Mann nicht. Daß es ein Mann war, stand fest, aber einen Namen konnte ich nicht nennen. Er war der große Unbekannte, der mich auf seine Todesliste gesetzt hatte.

Es lohnte sich nicht, darüber nachzudenken, wer er gewesen sein könnte. Bei zu vielen Dämonen stand ich auf der Liste. Sie alle wollten meinen Tod und ließen sich immer etwas einfallen.

Hier allerdings fragte ich mich, ob die Gestalt von einem meiner ›Feinde‹ geschickt worden war oder ihr Erscheinen mit dem neuen Fall zusammenhing, den ich noch nicht einmal in Angriff genommen hatte?

Nach einigem Nachdenken konnte ich mir gut vorstellen, daß es tatsächlich mit dem neuen Fall zusammenhing. Wenn ja, dann hatte

Dick Travis nicht gelogen, dann mußte ich ihm einfach Abbitte leisten.
Was tun?
Ich schaute mir zunächst die Kühlerhaube an. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse sah ich die breite Schramme. Das Blech war nicht durchschlagen worden, wahrscheinlich hatte dieser Henker den Hieb schräg angesetzt, so daß die Klinge eben nur über das Blech geschrammt war. Der hätte mich damit zerteilen können.
Als ich daran dachte, wurde mir schwummrig, der Hals leicht trocken, und ich dachte daran, daß ich diese Trockenheit wegbekommen mußte, und zwar durch einen kräftigen Schluck. Außerdem wollte ich noch mit Dick Travis reden und ihm die freudige Botschaft überbringen, daß ich mir diese Insel näher anschaute.
Der Aufpasser trank Bier aus der Dose, als ich zurückkehrte. Er verschluckte sich fast, als er mich sah und fragte: »Wieder da?«
»Wie Sie sehen.«
»Sie können passieren.«
»Danke, sehr freundlich.« Ich blieb trotzdem stehen.
Der Mann drehte die Dose zwischen seinen Handflächen hin und her. »Ist noch was?«
»Kaum, Meister. Ich hätte nur gern gewußt, ob Sie hier immer gewesen sind und aufgepaßt haben.«
»Warum interessiert Sie das?«
»Ich frage aus einem bestimmten Grund.«
»Der mir egal ist. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Kapiert?«
»Klar, im Prinzip schon. Aber das hier ist wohl etwas anderes.« Ich war während der Worte auf ihn zugegangen und zeigte ihm meinen Ausweis.
»Ach du Scheiße, ein Yard-Bulle.«
»Also? Waren Sie immer hier?«
»Ja, zum Henker.«
»Wunderbar. Und Sie haben, wie ich annehme, auch immer nach draußen geschaut?«
»Richtig.«
»Was sahen Sie da?«
»Nichts. Nur die Geladenen, die kamen und gingen. Verdammt, was soll das überhaupt?«
»Ihnen ist keine Gestalt aufgefallen, die hier in der Nähe umherschlich, wobei sie ab und zu einen Blick auf die fröhliche Party-Gesellschaft riskierte?«
»Nein, ist mir nicht.«
Ich grinste ihm zu. »Okay, Sie können weiter trinken. Und immer schön fröhlich bleiben, Meister.«
»Ha, ha, gleich lache ich.«

Ich öffnete die Tür zum Restaurant, durchquerte es und betrat die Terrasse.

Dort schlug die Stimmung immer höhere Wellen. Einige Girls tanzten nach den heißen Klängen der Band und bewegten ihre Körper dabei so zuckend, als würden sie immer wieder neue Stromstöße bekommen. Dick Travis stand zusammen mit einer schwarzhaarigen Schönen, die ein sehr gewagt geschnittenes silbriges Flitterkleid trug, das kaum länger war als ihre Haarmähne und immer viel von ihren glatten, sonnenbraunen Schenkeln sehen ließ. An den Füßen trug sie hochhackige Silbersandaletten, und ihre Haut war so dunkel, wie sie nur bei einem Mischling sein konnte.

Der Mann neben Travis hatte seine Hand um die Hüfte der Schönen gelegt, die diese Berührung genoß und sich immer wieder an ihren Begleiter im violetten Jackett rieb.

Dick Travis machte keinen glücklichen Eindruck. Er stand direkt unter einem grünen Lampion, dessen Licht auch gegen sein Gesicht strömte und den Zügen die Farbe einer Wasserleiche gab.

Ich drängte mich auf die drei zu, wurde angekichert und mußte mir einige Bemerkungen über meine Kleidung gefallen lassen.

Nicht zu unrecht, denn der Anzug hatte bei dem Kampf stark gelitten. Er war verschmutzt, einige Blätter klebten an den zerknitterten Hosenbeinen. Auch mein Hemd hatte Flecken abbekommen.

Ich brauchte Dick Travis nicht erst aus dem Gespräch herauszureißen, denn zufällig drehte er den Kopf, schaute in meine Richtung, sah mich, entschuldigte sich und eilte auf mich zu.

»Was ist denn?«

»Kommen Sie mit.«

Diesmal folgte er mir in das Restaurant, in das sich zwei andere Paare zurückgezogen hatten, die an einem Tisch hockten und miteinander tuschelten. Für uns hatten sie keinen Blick.

Ich hatte mir noch ein Bier mitgenommen, setzte mich, und Travis folgte zögernd.

»Sind Sie gefallen?« fragte er und deutete dabei auf meine Kleidung.

»Auch.«

»Warum?«

»Man wollte mich töten!«

Ihm blieb der Mund offen. Ich wartete eine Weile, bis er den Kopf geschüttelt hatte, und erklärte ihm, daß ich vor ihm auf der Insel sein würde.

»Ja«, murmelte er, »ja, verdammt, das ist ein Ding. Das ist ja schon Wahnsinn!«

»Wieso?«

»Weil Sie Ihre Meinung so geändert haben. Hängt das mit dem

Versuch zusammen, Sie töten zu wollen?«
»So ist es.«
Er stand auf und holte sich einen Whisky von der Theke, wo ein Barkeeper herumlungerte. Mit dem Glas in der Hand kehrte er zurück. Er drehte es, so daß sich die darin befindlichen Eiswürfel berührten und eine helle Melodie spielen konnten. »Ist es zuviel verlangt, wenn Sie mich genauer aufklären würden?«
»Nein, das ist es nicht. Zudem glaube ich daran, daß es auch mit Ihnen zusammenhängt.« Ich nahm in den nächsten Minuten kein Blatt vor den Mund und berichtete alles haargenau.
Er hörte mir zu, schüttelte hin und wieder den Kopf, wodurch ich mich nicht beeinflussen ließ, denn ich wollte wissen, ob ihm eine solche oder ähnliche Gestalt bekannt war.
»Bestimmt nicht.«
»Sind Sie sicher?«
Er nickte heftig. »Sogar hundertprozentig sicher. Oder glauben Sie, daß Sie von meiner Schwägerin angegriffen worden sind?«
»Nein, eine Frau war es nicht. Das hätte ich gemerkt, auch wenn ich von dem Angreifer nicht viel gesehen habe. Es muß sich um einen Mann gehandelt haben. Aber wer, so frage ich Sie, könnte Ihnen denn auf der Spur sein?«
»Der Mörder meines Bruders.«
»Dafür halten Sie doch Ihre Schwägerin.«
»Stimmt auch wieder. Und eine Frau ist es ja wohl nicht gewesen, wie Sie sagten.«
»Er trug eine Machete.«
Travis trank und schaute mich aus schmalen Augen an. Seine Mundwinkel hatte er dabei verzogen.
»Eine Machete«, murmelte er, »das kann alles und nichts bedeuten.«
»Mehr alles.«
Er atmete durch die Nase. »Wie kommen Sie darauf?«
»Nun ja, es ist vielleicht weit hergeholt, aber haben Sie mir nicht erzählt, daß sich Ihre Schwägerin mit diesen südamerikanischen Totenkulten beschäftigt?«
»Klar, sie war drei Jahre in Peru. Dort gibt es auch noch Dschungel. Um ihn zu durchqueren, benötigt man Macheten.«
»Daran dachte ich auch.«
»Also doch meine Schwägerin.«
»Nicht unbedingt«, erwiderte ich.
»Aber sie könnte davon etwas wissen. Es ist natürlich klar, daß ich auf die Insel sehr gespannt bin. Ich werde dort sein.«
Er trank sein Glas leer. »Das freut mich. Verdammt, das freut mich wirklich, John.«
»Wie kommen Sie dorthin?«

»Mit einem Hubschrauber. Zurück wollen wir mit einem Boot fahren, das dort in einem kleinen Hafen liegt. Vorausgesetzt, die See läßt es zu. Wenn nicht, lassen wir uns wieder abholen. Es gibt Funk auf der Insel.«

Ich trank noch einen Schluck Bier und stand auf. »Vor der Abreise werden wir noch voneinander hören. Und wenn wir uns begegnen, dann schauspielern Sie. Nicht daß Ihre Schwägerin Verdacht schöpft.«

»Darauf können Sie sich verlassen, John. Aber was ist, wenn sie fragt, was Sie auf der Insel zu suchen haben?«

Ich winkte ab. »Keine Sorge, mir wird schon eine passende Ausrede einfallen.«

»Sie kennen die Person nicht«, gab Dick Travis zu bedenken. »Die ist sehr mißtrauisch, außerdem gehört ihr die Insel. Wenn sie Fremde dort entdeckt, die nicht eingeladen sind, wird sie sauer.«

»Wen hat sie denn zur Unterstützung dort?« wollte ich wissen.

Der Schauspieler hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler, aber ich habe keine Ahnung. Ich weiß es einfach nicht, tut mir leid. Sie hat immer nur von einigen Freunden gesprochen, die aufpassen. Das ist ein weiter Begriff, aber das Haus dort muß sehr schön sein, wie mir mein Bruder mal berichtete. Aus Holz gebaut und mit viel Steinen dazu, ein Landhaus der Luxusklasse.«

»Wie dem auch sei, Dick, wir werden voneinander hören und uns auf der Insel wiedertreffen. Zudem möchte ich Sie um einen Gefallen bitten. Sollte sich etwas ändern, rufen Sie mich bitte sofort an. Ich möchte mich auf die neue Lage einstellen können.«

»Das werde ich.«

Er begleitete mich noch zum Ausgang. Der Knabe dort trank eine weitere Dose leer. Er hatte schon einen leicht glasigen Blick, stierte mich an und fragte, während er mit dem rechten Arm ausholte, als wollte er mich schlagen. »Kommen Sie noch mal wieder, Mr. Polizist?«

»Heute nicht mehr.«

»Wie schön für uns.« Er sank auf seinem Stuhl nieder und trank die Dose leer.

Travis verabschiedete sich an der Tür. Sein Blick war wieder ängstlich. »Wissen Sie, was ich beschissen finde, John?«

»Nein.«

»Daß dies hier kein Film ist, sondern das echte Leben und ich nicht so handeln kann, wie es im Drehbuch steht.«

»Stimmt, Dick, aber das Problem haben wir, so glaube ich, doch alle.«

»Klar John. See you later…«

Ich ging zu meinem Rover, konnte diesmal einsteigen, ohne belästigt zu werden.

Rasch fuhr ich davon.

***

Der folgende Morgen.

Die übliche Routine. Aufstehen, duschen, anziehen, das karge Frühstück zubereiten, danach die verfluchte Quälerei durch den Verkehr. Auf die U-Bahn mußte ich heute verzichten, denn der Rover hatte doch mehr abbekommen, als beim ersten Hinsehen in der Nacht erkennbar gewesen war. Ich mußte ihn in der Vertragswerkstatt abliefern. Wahrscheinlich würde er eine neue Motorhaube bekommen. Das gab dann wieder Papierkram. Ausfüllen irgendwelcher Formulare, blöde Fragen und so weiter. Aber darüber wollte ich mich nicht ärgern.

Ich fuhr also zu der Werkstatt, die mit dem Yard einen Vertrag abgeschlossen hatte, und redete ein paar Worte mit dem Meister oder Kundendienstberater, wie er sich dort nannte.

Er kratzte mit dem Daumennagel über die Innenfläche seiner linken Hand, nickte und erklärte mir, daß die Reparatur einiges kosten würde.

»Schicken Sie die Rechnung an meinen Arbeitgeber.«

»Wie immer.«

Ich hatte mich schon abgedreht und wandte mich. »Was soll das denn heißen?«

Er grinste mich an. »Sie sind doch heute nicht zum erstenmal bei mir, Mr. Sinclair.«

»Da haben Sie auch wieder recht.«

Ich traf mit Verspätung beim Yard ein, wo mich mein Freund und Kollege hinter dem Schreibtisch hockend und breit grinsend erwartete. Ich hatte ihm von meinem Pech erzählt.

»Na, was macht dein Auto?«

»Es läßt dich grüßen. Beim nächstenmal wird dein BMW geküßt.«

»Das glaube ich aber.«

Ich schwang mich auf dem Stuhl herum. »Wo steckt denn Glenda, unsere Vorzimmerfee?«

»Beim Alten. Da hocken einige Großköpfe zusammen und labern sich aus. Ich weiß nicht, um was es geht, aber Glenda ist abkommandiert worden, um ein Stenogramm aufzusetzen.«

»Aha.«

Suko war von mir noch in der letzten Nacht kurz darüber informiert worden, was mir widerfahren war. Er kam jetzt auf dieses Thema zu sprechen. »Ist dir mittlerweile eingefallen, wer dir an den Kragen wollte?«

»Leider nicht.«

»Also keiner unserer alten Bekannten?«

Ich schüttelte den Kopf.

Aber Suko blieb skeptisch. »Ob da wirklich diese Melanie Travis

dahintersteckt.« Er hob die Schultern. »Das kann ich kaum glauben. Möglicherweise ist alles ein Komplott.«
»Von wem angezettelt?«
»Von Dick Travis.«
Ich verzog den Mund. »Welche Gründe sollte er haben? Es geht ihm gut. Er ist so etwas wie ein Star in der Szene, er braucht sich mit diesen Dingen nicht abzugeben.«
»Toll, wie du ihn verteidigst.« Suko klopfte mit dem Kugelschreiber auf die Schreibtischplatte.
»Stimmt doch - oder?«
»Ich weiß es nicht.«
»Jedenfalls werde ich mich auf der Insel umschauen und dort so rasch wie möglich hineilen.«
»Über das Wasser laufen?« Suko grinste.
Ich blickte gegen das Fenster. Dahinter explodierte die Sonne in breiten Strahlen. Es würde wieder ein heißer Tag werden, da kam mir ein Inselfall gerade recht, obwohl sich mein Freund Suko dafür nicht begeistern konnte. Er war noch immer der Meinung, daß man mich weglocken und mir eine Falle stellen wollte.
»Du brauchst ja nicht mit, aber du kannst in der Nähe bleiben und auf eine Nachricht warten.«
»So lange kann ich nicht schwimmen.«
»Wie wär's mit einem Boot?«
»Nicht schlecht.«
»Ich jedenfalls habe das Gefühl, daß diese Insel ein großes Geheimnis birgt. So sehe ich auch den Fall, muß ich dir ehrlich sagen. Es wird nicht einfach sein. Der Typ, der mich angegriffen hat, wollte aufs Ganze gehen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob es ein normaler Mensch war oder sich hinter seinem Gesicht oder seiner Maske, was immer es auch gewesen sein mag, ein Monster verbirgt. Aber das wird sich alles noch herausstellen.«
»Wie willst du hin?«
»So unsichtbar wie möglich. Du könntest mich absetzen. Ich werde mich noch nach den Wetterbedingungen für die nächsten Tage erkundigen. Bleibt es ruhig, können wir beide einiges riskieren. Ich fahre dann mit einem Außenborder an die Insel heran. Ach so, hast du die Unterlagen besorgt, um die ich dich gebeten habe?«
»Was tut man nicht alles für einen Freund?!« Suko zog eine Schreibtischlade auf und holte eine Spezialkarte hervor, auf der genau die Insel eingezeichnet worden war.
Es gab auch eine Luftaufnahme davon. Wir schauten sie uns beide an. Mein Gesicht wurde dabei immer länger, als ich mir den Felsklotz im Meer anschaute.
Eine Offenbarung war dieses Eiland nicht. Mir stießen besonders die

steilen Felsküsten auf, deren Gestein dunkel schimmerte. Nur an der Nordseite gab es flachere Stellen, dort befand sich auch der kleine Hafen, der allerdings bei einem mächtigen Sturm kaum Schutz bieten würde.

In der Inselmitte stand das Haus. Ziemlich groß, sehr trutzig. Es wirkte wie in das Gelände hineingerammt. Andere Häuser entdeckte ich nicht. Vielleicht ein oder zwei Hütten, das war auch alles. Jedenfalls machte die Insel keinen menschenfreundlichen Eindruck. Ich begriff nicht, wie man sich dort ein Haus kaufen konnte. Da gab es sicherlich reizvollere Flecken auf dieser Erde.

»Ich spüre förmlich deine Begeisterung, John.«

»Ja, ich juble.«

»Wann willst du hin?«

Ich tippte mit der Zeigefingerspitze auf die Insel. »Am nächsten Morgen bin ich dort.«

»Wie schön. Und weiter?«

»Wir nähern uns dem Ziel in der Nacht. Bei Einbruch der Morgendämmerung bin ich dann da und kann mich schön einmal umschauen. Dick Travis wird mit seiner Schwägerin im Laufe des Tages erscheinen. So und nicht anders soll die Sache ablaufen.«

»Wenn du meinst.«

»Und ob ich das meine.«

»Kümmerst du dich um das Boot, oder soll ich das machen?«

»Ich werde später mit Sir James reden. Außerdem muß ich noch mit Travis sprechen, um Einzelheiten zu klären.« Ich legte die Beine hoch. »Dir gefällt das alles nicht, wie?«

»Wie kommst du darauf?«

»Das sehe ich deinem Gesicht an, Alter.«

Suko hob die Schultern. »Ja, du hast recht. Ich sehe dich schon in eine Falle schlittern. Was weißt du eigentlich bisher über diese Melanie Travis?«

»Nichts, rein gar nichts.«

»Gehst du die Fälle seit neuestem so an?«

»Ich werde mich noch über die Dame informieren, Suko. Keine Sorge, der Tag ist noch lang und…«

Das Telefon meldete sich. Suko saß günstiger, hob ab, hörte kurz hin und gab mir den Hörer.

Ich änderte meine Haltung nicht, streckte ihm den Arm entgegen und wollte wissen, wer der Anrufer war. »Travis.«

»Das ist gut.«

»Seine Stimme klang nicht so.«

Suko hatte recht behalten. Schon nach den ersten Worten wußte ich, daß etwas schiefgelaufen war.

Travis konnte kaum sprechen. Er mußte immer wieder zischend Luft

holen.

»Bitte, Dick«, sagte ich. »Kommen Sie ein wenig zur Ruhe. Was sagen Sie da von der Polizei?«

»Ich bin angerufen worden. Wegen Jason.«

»Dem Toten?«

Er lachte schrill. »Ja, dem Toten. Verdammt, Sinclair, wissen Sie, was die mit ihm gemacht haben?«

»Nein, aber Sie werden es mir sagen.«

Er atmete wieder überlaut. »Scheiße, John, verdammter Mist! Sie… sie haben ihn geköpft. Verflucht, sie haben einen Toten geköpft! Hören Sie? Einen Toten…!«

Das war genau die Hiobsbotschaft, die mir an diesem Morgen noch gefehlt hatte. Auch Suko, der über Lautsprecher mithörte, verlor einiges von seiner sommerlichen Gesichtsfarbe.

Wir hörten seinen scharfen Atem. Er mußte außer sich sein. »Verdammt, John, sind Sie noch dran?«

»Ja, das bin ich.«

»Sie haben mich angerufen. Die Friedhofsverwaltung hat die Polizei eingeschaltet. Jetzt wollen sie natürlich, daß ich zum Grab komme, dort ist alles abgesperrt worden. Aber ich traue mich nicht allein hin. Ich möchte, daß Sie dabei sind, John. Können wir uns dort treffen?«

»Natürlich, Dick.«

»Das ist gut. Vor dem Friedhof. Ich warte auf Sie. Allein will ich da nicht hin.«

»Gut, warten Sie dort auf mich. Wahrscheinlich bringe ich einen Kollegen mit.« Ich schaute Suko dabei an, und der bewegte seinen Kopf wie ein Großvater, der seinem Enkel zunickt.

Ich unterbrach die Verbindung, stand auf und fragte Suko: »Was hältst du davon?«

»Ist ein dicker Hund, würde ich sagen.«

»Sogar mehr als das. Eine Schweinerei, ein Hammer, eine Sache, hinter die ich nicht blicken kann.«

»Ich habe dir ja gesagt, daß ich den Fall aus anderen Augen betrachte.«

»Okay, aber etwas steht fest. Eine Falle hat mir Dick Travis wohl nicht stellen wollen.«

Mein Freund grinste. »Das ist möglich…«

***

Dick Travis fuhr einen Jaguar. Als wir eintrafen, verließ er den Wagen und setzte seine dunkle Sonnenbrille auf. Dann lief er mit eiligen Schritten auf uns zu. Er trug eine weiße Hose und ein rotes TShirt mit dem Aufdruck ›Follow me‹. Er war froh, als er uns sah, atmete auf und schüttelte uns beiden die Hand, wobei er immer

wieder davon sprach, daß er das alles nicht fassen konnte.
»Es will mir einfach nicht in den Sinn. Das ist der reinste Wahnsinn, sage ich euch.«
»Da haben Sie recht.« Ich stellte Suko vor, der Travis sofort mit einer Frage konfrontierte.
»Wer kann Ihrer Meinung nach ein Interesse daran gehabt haben, Ihrem Bruder den Kopf abzuschneiden?«
»Das weiß ich nicht.«
»Die Schwägerin?«
Wir hatten den Friedhof bereits betreten. Ein großes Gelände, über dem die sommerliche Hitze waberte. »Melanie?« Er mußte selbst lachen. »Ich traue ihr ja vieles zu, aber so etwas nicht. Nein, das nun wirklich nicht.« Er nickte einige Male.
»Kann eine Machete einen Kopf abtrennen?« fragte Suko und schaute mich dabei an.
»An das habe ich auch gedacht.«
Auch Travis wußte Bescheid. »Klar, das muß der Kerl gewesen sein, der Sie in der letzten Nacht angegriffen hat.«
Er schlug die Hände zusammen. »Das packe ich alles nicht. Das ist mir zu hoch. In welch ein Komplott bin ich eigentlich da hineingeraten? Können Sie mir das sagen?«
»Noch nicht.«
»Soll ich denn fahren?« Travis war unsicher geworden. »Ich habe jetzt noch mehr Angst.«
»Ist verständlich«, gab ich ihm recht. »Ich würde trotzdem den Plan nicht ändern. Oder wollen Sie, daß jemand Verdacht schöpft?«
»Damit meinen Sie Melanie.«
»Ich habe den Namen bewußt nicht gesagt. Solange nichts bewiesen ist, kann und muß man die beschuldigte Person einfach als unschuldig ansehen. So ist das nun mal.«
»Ich werde fahren.« Er umfaßte meinen Arm. »Aber ich verlasse mich voll und ganz auf Sie, John.«
»Ich werde mein Bestes tun.«
Suko hüstelte zwar gekünstelt, doch darum kümmerte ich mich nicht. Wir erreichten die Stätte des grausigen Funds wenig später. Die Polizisten bekamen große Augen, als sie sahen, wen Dick Travis da bei sich hatte.
»Sinclair und Suko«, hieß es. »Als hätten wir es geahnt. Das ist doch ein Fall für euch. Waren das Grufties, waren das Irre?« Der Sprecher kam näher. Er trug einen Hut und hatte sein Jackett über die Schulter gelegt. Er schwitzte und war wütend.
Soviel mir bekannt war, hieß er Ferguson. »So eine Schweinerei habe ich noch nie erlebt. Aber für so etwas sind Sie ja glücklicherweise zuständig.«

Suko hob den Zeigefinger. »Nicht für Schweinereien, Meister, das bestimmt nicht.«
»Also, kommen Sie zur Sache.«
»Klar.« Ferguson wollte wissen, ob der Mann zwischen uns Dick Travis war.
»Das ist er«, sagte ich. »Gehen Sie nie ins Kino?«
»Hä?«
»Schon gut.«
Mehrere Beamte umstanden das Grab und schwitzten in der Sonne. Aus der Öffnung drang der Geruch von Blut in die Höhe. Es war irgendwie schlimm. Zahlreiche dicke Fliegen hatten sich eingefunden und umsummten den Tatort. Über uns, lag der blaue Himmel.
Man schuf uns Platz.
Dick Travis blieb zurück. Er war totenbleich geworden und sah so aus, als würde er jeden Moment umfallen.
Suko und ich standen uns gegenüber und schauten in die Graböffnung. Das Bild, das sich uns bot, war einfach schrecklich. Der Magen zog sich zusammen. Ich schloß für einen Moment die Augen, als könnte ich den Schrecken vertreiben. Dann öffnete ich sie wieder, aber das Bild blieb. Ich drehte mich wieder um.
Ferguson rauchte. Der Zigarrenqualm drang mir kratzig in die Nase. »Reicht das für heute?« fragte er.
Darauf ging ich nicht ein. »Haben Sie schon die Umgebung nach dem Kopf absuchen lassen?«
»Klar.« Er paffte wieder vier bis fünf Wolken. »Aber wir fanden ihn nicht. Der Schädel blieb verschwunden. Der Irre hat ihn entweder mitgenommen oder an einer anderen Stelle fortgeworfen. Ich traue ihm da so einiges zu.«
»Könnte hinkommen.«
»Wie denken Sie denn darüber?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Und das Motiv?«
»Ist mir auch unbekannt.«
Ferguson bewegte die dichten Augenbrauen. »Sie sind aber davon überzeugt, daß es ein Motiv gibt und daß dies hier nicht das Werk eines Irren ist, der durchdrehte.«
»Ja, das meine ich.«
»Dann kommen wir der Sache schon näher.« Er lächelte breit. »Allerdings brauche ich die Aussage dieses Dick Travis. Könnte ja sein, daß jemand eine andere Leiche in den Sarg gelegt hat. Er soll herkommen und versuchen, seinen Bruder zu identifizieren.«
»Sicher.« Ich winkte Dick Travis.
Der ließ sich von Suko an das Grab heranführen. Er war völlig von der Rolle.

»Sie müssen jetzt hinschauen«, sagte mein Freund. »Ich weiß, daß es schlimm ist, aber es geht nicht anders.«

Travis nickte und schluckte zugleich. Seine Augendeckel bewegten sich zuckend, als er den Kopf senkte. Er machte den Eindruck, als wollte er sofort wieder wegschauen.

Später weinte er. Da brach er beinahe zusammen, und dabei schauspielerte der Mann bestimmt nicht.

»Ja, es ist mein Bruder«, sagte er schließlich, noch immer mit den Tränen kämpfend. »Er ist es, und er bleibt es. Etwas anderes kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Gut, das wollten wir hören«, sagte Ferguson, bevor er sich an mich wandte und sich erkundigte, ob er den Torso zur Untersuchung abtransportieren lassen könnte.

»Es steht nichts dagegen«, sagte ich.

»Gut.«

Ich kümmerte mich um Dick Travis. Er stand etwas entfernt in der Sonne und war dabei, sich mit einem großen Taschentuch den Schweiß vom Gesicht zu wischen. Es würde dauern, bis er diesen Schock verdaut hatte.

Wir nahmen ihn mit in eine Kneipe, wo es kühler war. Dort redeten wir ihm ins Gewissen.

»Sie müssen sich zusammennehmen, Dick«, sagte ich. »Ihre Schwägerin darf nichts merken.«

Beinahe böse starrte er mich an. »Da sind wir beim Thema.« Er duckte sich und flüsterte nur. »Ist Ihnen denn nicht aufgefallen, daß ich allein am Grab meines Bruders war? Die Witwe ist nicht gekommen. Warum nicht?«

»Wurde sie denn informiert?«

»Das schon, aber sie war nicht zu Hause.«

»Ist ein Grund«, sagte Suko.

»Gesteuert«, flüsterte der Schauspieler. »Alles ist gelenkt und gesteuert. Dieses Weib wußte genau Bescheid, aber es hat sich verleugnen lassen. Ich glaube fest daran, daß sie in der Wohnung gewesen war. Etwas anderes kommt für mich nicht in Frage. Die spielt mit uns Katz und Maus.« Er drehte sein Wasserglas zwischen den Händen. »Und ich stecke in der Falle. Sie braucht nur noch zuzuschnappen, dann bin ich verloren. Dann ist alles vorbei.«

Ich beruhigte ihn. »So würde ich das nicht sehen. Sie müssen sich nur zusammenreißen. Ihre Schwägerin will Sie mit auf diese Insel nehmen. Wenn Sie beide dort eintreffen, bin ich bereits da. Sie werden mich kaum sehen, aber ich bleibe in der Nähe. Und so groß ist die Insel nun auch wieder nicht, als daß sie mir entwischen könnten. Auf der Fahrt läßt man Sie in Ruhe. Ihre Schwägerin wird erst später erklären, was Sie mit Ihnen vorhat. Sie werden noch mit uns zum Yard Building

fahren und dort ausgerüstet werden.«
Er war erstaunt. »Wie das?«
»Ein kleiner Alarmsender, an ihrem Körper angebracht, wird Ihnen das Gefühl der Sicherheit geben. Bei Gefahr können Sie ihn einschalten, ich werde mit dem entsprechenden Empfänger ausgerüstet sein. Gibt Ihnen das mehr Ruhe?«
»Etwas mehr.«
Ich lächelte. »Ist doch auch schon was.«
»Aber vergessen Sie nicht den dritten, John. Diesen Killer mit der Machete.«
»Keine Sorge, auf den werde ich ein besonderes Auge werfen. Es wird schwer für ihn sein, sich auf der Insel zu verstecken.«
»Für dich aber auch«, meinte Suko.
»Klar.« Ich wippte mit dem Schuh hin und her. »Ich kann mir allerdings gut vorstellen, daß es dort einige Höhlen gibt, die sich als Verstecke eignen. Auch für mich.«
»Wie du meinst, John.«
Dick Travis hatte noch eine Frage. »Und wann werden Sie genau auf der Insel sein, John?«
»Das will ich Ihnen sagen, Dick. Sobald die Morgendämmerung einsetzt, bin ich da.«
»Da werden wir wohl noch unterwegs sein«, meinte er.
Ich ließ mir die Rechnung kommen. »Zuvor aber fahren wir zum Yard, um Sie auszurüsten.« Ich lächelte ihn an. »Sie müssen sich nur davor hüten, ein Bad zu nehmen, denn Wasser und moderne Technik vertragen sich nicht so recht…«
Darüber konnte Dick Travis nicht einmal grinsen.

***

Das Meer war wie ein großer Teppich, der schaukelte, der eine lange Dünung erzeugte, der sich bewegte, der mit den Dingen spielte, die auf seiner Oberfläche schwammen und auch mein Schlauchboot mit dem Außenborder nicht ausließen.
Wir waren mit einem hochseetüchtigen Küstenmotorschiff bis an die Insel herangefahren. Den Rest legte ich im Schlauchboot zurück und schaute immer wieder gegen den Himmel, der sich im Osten bereits erhellt hatte. Dort sah ich einen hellgrauen Streifen, der sich ständig veränderte und immer breiter wurde.
Und aus diesem Streifen hervor stieg eine gerötete Wand, der erste Anblick einer Sommersonne.
Ich mußte mich beeilen und auf der Insel sein, bevor es hell wurde. Vor mir sah ich sie wie einen Klotz. Die dunklen Felsen wirkten furchteinflößend und abweisend, eben weil sie sich so kompakt aus dem Wasser erhoben. Sie waren der Elefant, ich die Maus, und sie

sahen so aus, als würden sie jeden Augenblick auf mich niederstürzen, um mich zermalmt in die Tiefe des Meeres zu stürzen.

Sie hatten die Jahrhunderte gehalten, und sie würden auch jetzt nicht zusammenkrachen, davon ging ich aus.

Unterhalb des Felsen bildete die Gischt einen langen, weißen Streifen. Immer wieder wurden die anrollenden Wellen gebrochen, da prallten sie dann gegen die Felsen, die wie eine Mauer wirkten, an der sie in hellen Schaumstreifen hochkletterten.

Ich mußte mit gefährlichen Strudeln und Klippen rechnen. Je näher ich an die Insel herankam, um so unruhiger wurde das Wasser. Zum Glück war der Motor stark genug, um diese Hindernisse überwinden zu können.

Das Wasser zeigte Wut. Die Felsen sahen für mich zum Greifen nah aus, als mich die richtig gefährlichen Strudel erwischten, mein Boot herumdrehten, mit ihm spielten, es in die Höhe schleuderten, wieder nach vorn drückten, Wellen mit großer Wucht über die Bordwände krochen und mich überspülten.

Es war kein Spaß mehr.

Ich hockte geduckt im Boot. Einmal kam ich mir vor, als wäre es von einer gewaltigen Hand auf die Felsen zugeschleudert worden, aber ich prallte nicht dagegen.

Ich fand sogar eine Lücke, das heißt, ein Wasserstrom schob mich hinein. Ich geriet zwischen die aus dem Meer ragenden Felsen, aber nicht an sie heran.

Ich kam ziemlich gut weiter.

Und ich erwischte sogar das Gewässer, wo es ziemlich flach war, einen winzigen Strand bildete, der mit Sand aufgefüllt worden war. Aus der Nähe gesehen wirkten die Felsen nicht einmal so steil.

Ich verließ das Boot und zerrte es weiter aufs Trockene, damit es von den Wellen nicht mehr erreicht werden konnte. Den Außenborder hatte ich hochgeklappt.

Schließlich entdeckte ich im ersten Licht der Morgensonne eine überhängende Felswand, die wie ein Dach wirkte, unter dem mein Boot einen sicheren Platz fand.

Ich war zufrieden und konnte nur hoffen, daß man meine Ankunft nicht bemerkt hatte.

Dem immer heller werdenden Sommertag entgegenzuschauen, war ein Gefühl, das man kaum beschreiben konnte. Irgendwie befreiend, schön, eine Neuerschaffung der Welt, was von zahlreichen Farben begleitet wurde, für die der Himmel so etwas wie eine unendliche Leinwand war. Die Dunkelheit hatte weichen müssen, die Sonne war aus dem Meer erschienen, sie begann damit, auch die letzten Reste der Nacht zu vertreiben und verteilte ebenfalls einen breiten Kranz aus goldenen Strahlen über der wogenden Fläche des Meeres.

Ein wunderschönes Bild, begleitet vom Rauschen des Meeres und dem harten Schlag der Brandung gegen den Fels.

Noch war es angenehm kühl, was sich bald ändern würde. Wobei ich allerdings auf den Wind hoffte, der am Wasser immer wehte.

Was ich brauchte, trug ich bei mir.

Da waren zunächst meine Waffen und natürlich auch der kleine Sender, mit dem ich Kontakt aufnehmen konnte. Er besaß zwei Funktionen, denn auch Suko war durch ihn zu erreichen. Er wartete im Dunstkreis der Insel, gerade so weit entfernt, daß es nicht auffiel und jemand mißtrauisch werden konnte.

Eigentlich konnte nichts schiefgehen. Zudem lagen bereits einige Inselfälle hinter uns, aber ich wunderte mich trotzdem über das Gefühl der Unruhe, das sich in mir breitgemacht hatte. Ich konnte den Grund nicht nennen, aber ich hatte einfach das Gefühl, daß einiges nicht so laufen würde, wie ich es mir vorstellte.

Da konnte etwas schiefgehen.

Zunächst mußte ich einen Weg finden, der mich über die Felsen hinwegbrachte. Klettern wollte ich nicht unbedingt, aber ich gehörte nicht hierher, denn ich hörte an den wütenden Schreien der Seevögel, daß ich sie in ihrer Ruhe gestört hatte.

Oftmals sehr dicht flogen sie über meinem Kopf hinweg, stachen in den Morgenhimmel, kehrten wieder zurück, um auf irgendeinem Teil des Felsens Platz zu nehmen.

Zunächst ging ich über den schmalen Strandstreifen. So weit wie möglich wollte ich diese Strecke beibehalten, immer nach einem einigermaßen bequemen Weg Ausschau haltend, der mich über die Felsen hinweg auf die Höhe brachte.

Ich hatte Glück. Einen Weg fand ich nicht, aber die Felswand senkte sich. Sonnenstrahlen fielen gegen sie und ließen die Einschlüsse innerhalb des Gesteins in zahlreichen Farben aufleuchten, als hätte ein Maler das Gestein bepinselt.

Das Meer kam jetzt näher an. Wie Wellen waren die gewaltigen Schaufelräder, die sich an den Strand heranwühlten, um nach mir zu greifen. Ich bekam einige Male nasse Füße und mußte dann doch klettern, als der Strandstreifen zu schmal wurde.

Das Gestein war nicht glatt. Wasser und Wind hatten es im Laufe der Jahre porös werden lassen. Es gab genügend Lücken und aufgerauhte Stellen, an denen ich Halt finden konnte. Deshalb war es keine mühevolle Kletterei, die mich die Felswand überwinden ließ. Hinter ihr breitete sich ein flacher Hang aus, der nur noch leicht anstieg, und dann blieb ich stehen, vom Licht der Sonne gebadet, und ließ meinen Blick über die gesamte Insel schweifen.

Sie präsentierte sich wie auf einem Tablett. Ich dachte an die Luftaufnahme, die ich von Storm Island gesehen hatte, und wußte

deshalb, wo und wie ich zu gehen hatte.

Das Haus war nicht zu übersehen, denn es bildete tatsächlich den Mittelpunkt der Insel. Für mich war es auch ohne Fernglas gut zu erkennen. Wie gemalt lag es unter den Strahlen der Morgensonne.

Stein, Holz und Glas - aus diesen drei Elementen war das Haus errichtet worden.

Die untere Hälfte war wie eine Mauer gebaut worden. Als Oval bildete sie das mächtige Fundament für die hellen Holzwände und die mächtigen Scheiben, in denen sich ebenfalls das Sonnenlicht wiederfand und sie so aussehen ließ wie einen Spiegel.

Im und am Haus rührte sich nichts. Es war noch unbewohnt, wie Dick angekündigt hatte. Er und seine Schwägerin würden später eintreffen. Bis dahin hatte ich mich auf der Insel umgesehen und sie durchforstet.

Den Vorsatz setzte ich augenblicklich in die Tat um.

Es spielte keine Rolle, aus welcher Richtung ich mit der Suche anfing. Ich entschied mich für die linke Seite und mußte zunächst einen großen Bogen schlagen.

Der Untergrund war nahe des Strandes noch felsig. Wenig später aber krochen die ersten Bodendecker hervor wie Moose und flache Farne. Sie wuchsen immer höher und verwandelten sich förmlich in ein trockenes Gestrüpp. Es bedeckte einen saftig aussehenden Grasboden, der nie gleich eben war, mal in kleinen Mulden verschwand oder auch Hügel bildete.

Dann sah ich die ersten Bäume.

Sie standen noch ziemlich isoliert. Zumeist waren es genügsame Nadelbäume, aber auch Birken reckten ihre schlanken Stämme in die Höhe. Der Wind spielte mit ihren Blättern. In den Strahlen der Sonne blinkten sie golden auf.

Unter den Bäumen hielt ich an. Nicht weil ich mich ausruhen wollte, sondern weil ich das zweite Haus dieser Insel entdeckt hatte. Ich kannte es bereits von der Luftaufnahme her. Es unterschied sich gewaltig von dem Prachtbau, der für mich unplaziert wirkte, im Gegensatz zu dem Haus, das sich in eine kleine Senke duckte, als wollte es Wind und Wetter trotzen.

Aus grauen Steinen war es errichtet worden. Die Wände standen schief, aber die Vorderseite, auf die ich schaute, wurde von mächtigen Holzstämmen gestützt.

Da gab es auch die Tür. Wer lebte hier?

Gut, den kleinen Hafen hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen, er lag auf der anderen Seite, und wahrscheinlich ernährten sich die Menschen hier vom Fischfang, denn Felder, auf denen etwas angebaut worden war, sah ich nicht. Dafür einen kleinen Nutzgarten, in dem sich zur Zeit aber niemand befand.

Ein Fischer, der hier lebte, der möglicherweise auch auf das teure Haus achtgab.

Aber wo steckte der Mann?

War er schon vor Anbruch der Morgendämmerung aufs Meer hinausgefahren, um nach Beute zu suchen? Obwohl ich diesen Menschen nicht sah, drehten sich meine Gedanken um ihn.

Hatte er eine Frau, eine Familie. Wenn ja, schliefen sie noch? Bei dem Wetter eigentlich nicht.

Auf mich jedenfalls machte dieses alte Haus einen irgendwo toten Eindruck.

Den ich allerdings überprüfen wollte.

Ich schaute mich um, bevor ich mich auf den Weg machte. Beobachtet wurde ich sichtbar nur von den über mir schwebenden Seevögeln, die sich aber nicht weiter um mich kümmerten.

Der Wind tat gut, sorgte für Erfrischung. Ich schritt über weiches Gras, das mir vorkam wie ein Teppich, der sehr federnd war.

Kein Laut war zu hören. Nur das Schreien der Seevögel mischte sich in das Rauschen der schon ziemlich entfernt liegenden Brandung. Ich ging den Weg bergab, erreichte den Schutz einiger Bäume und blieb vor dem schmalen Nutzgarten stehen, der durch einen schlichten Maschendrahtzaun eingefriedet war.

Kein Huhn gackerte, kein Hund bellte zur Begrüßung, keine Katze schlich neugierig heran.

Tot, es war alles tot hier…

Ich holte durch die Nase Luft. So wildromantisch die Insel für andere Menschen auch sein mochte, mir bereitete sie einfach Unbehagen, das sich zudem von Minute zu Minute noch verstärkte.

Das Haus warf einen Schatten. Ich roch das Holz der Frontseite, sah auch die Tür mit der alten Klinke und probierte, ob der Eingang verschlossen war.

Er war es nicht.

Die Tür ächzte in den Angeln, als ich sie aufzog. Sie waren verrostet, eine Folge der rauhen Seeluft.

Auch das Holz sah fast überall bleich und zerfressen aus.

Ein rauhes Klima, zu dem die Stille des Hauses so gar nicht passen wollte, als ich eintrat.

Stille und auch Düsternis, denn die kleinen, viereckigen Fenster waren verhängt worden.

Der Boden bestand aus Holzbohlen. Sie meldeten sich, als sie mein Gewicht spürten.

Ich kam in eine Küche.

Sehr groß war sie. Alte, gezimmerte Holzmöbel, eine wuchtige Bank, ein mächtiger Ofen und eine offene Feuerstelle. Regale mit Geschirr, ein großes Waschbecken, über dem ein roter Schlauch hing, der an

einem Wasserkran befestigt war. Und der tropfte…

Ein ungewöhnliches Haus…

Ein Totenhaus?

Gewettet hätte ich darauf nicht, aber es war schon mehr als seltsam, denn es machte auf mich einen völlig ausgestorbenen Eindruck. Als wäre es von den Bewohnern verlassen worden, allerdings auf eine schreckliche Art und Weise, durch den Tod.

Das leichte Prickeln floß über meinen Rücken, als ich mich drehte und mich einer Tür zuwandte, die neben dem offenen Kamin lag und wohl zu den anderen Räumen führte.

Das Haus war nur so hoch gebaut worden, daß eine normale Treppe nicht nötig war.

Vier Stufen reichten aus, an die sich ein Gang anschloß, durch den ich die anderen Räume erreichen konnte.

Ich wußte sofort, wo sich das Schlafzimmer befand, denn an der Tür hing eine Figur, die einen Mann und eine Frau zeigte, die in einem breiten Bett lägen. Beide trugen Zipfelmützen und hatten gerötete Gesichter.

Möglicherweise schliefen die Leute noch. Deshalb klopfte ich als höflicher Mensch an. Ich wollte nicht unbedingt irgend jemand aus dem Schlaf reißen.

Eine Antwort bekam ich nicht.

Deshalb hatte ich auch kein schlechtes Gewissen, als ich die Tür öffnete.

Auch sie quietschte. Und dieses Geräusch hätte einen Schlafenden bestimmt geweckt, aber es war keine Person, da, die schlief.

Statt dessen wären sie tot.

Jemand hatte ihnen die Köpfe abgeschlagen!

***

Ich stand unbeweglich, preßte meine Hand vor die Lippen und kam mir vor wie in einem Gefängnis, dessen vier Wände aus Grauen, Schrecken, Blut und Tod bestanden.

Die beiden lagen auf dem Bett.

Ein Mann und eine Frau.

Durch das schmale Fenster sickerte nur wenig Licht, weil auch hier ein Vorhang vorgezogen war, aber die Sonne stand günstig und ließ einen leichten Schleier in den Raum fallen, der auch das Bett traf, auf dem die zwei Leichen lagen, um die ich mich kümmern mußte.

Sie waren schon länger tot, und erst jetzt nahm ich den Leichengeruch wahr.

Ich holte mein Taschentuch hervor, preßte es auf die Lippen und atmete zunächst nur durch die Nase.

Ich war kein Arzt, doch als ich den Vorhang zur Seite zog und die

Leichen mir in der Helligkeit anschaute, da stellte ich fest, daß sie schon länger tot sein mußten.

Mindestens einige Tage…

Wie bei Jason Travis. Das gleiche Phänomen. Mir rann etwas Kaltes, Breites über den Rücken. Ich dachte auch wieder an den Mann, der mich mit der Machete hatte töten wollen, und konnte mir plötzlich vorstellen, daß er sich in der Nähe aufhielt.

Ich drehte mich um.

Nichts war zu sehen. Der Gang lag da in völliger Stille. Das sah ich, weil ich die Tür nicht geschlossen hatte.

Die Leichen waren noch bekleidet. Es mußte sie im Schlaf erwischt haben, denn die Frau trug ein geblümtes Nachthemd und der Mann noch seinen Schlafanzug.

Verdammt, verdammt…

Ich hörte mich selbst keuchen. Ich mußte aus dem Zimmer und verließ es fluchtartig. Was zuviel war, das war zuviel, auch für einen Mann wie mich.

In der Küche kam ich zu mir. Ich hatte kaum gemerkt, daß ich mich gesetzt hatte. Ich hockte am Tisch. In Reichweite tropfte das Wasser in das Becken, und ich starrte ins Leere, wobei ich es nicht schaffte, an irgend etwas zu denken. Mein Kopf war leer, da war nichts. Diese furchtbare Entdeckung hatte mir einen Schock versetzt.

Ich strich durch mein Haar, merkte erst jetzt, welcher Geschmack sich im Mund breitgemacht hatte, stand auf und ging mit zitternden Beinen auf das Waschbecken zu.

Ich drehte den Hahn auf.

Das Wasser war kalt und frisch. Ich trank es und schleuderte es mir auch ins Gesicht.

Zwei Tote, bei denen die Köpfe fehlten! Verflucht noch mal, wer wütete hier? Welche menschliche Bestie tat so etwas?

Vielleicht sogar eine Frau?

Ich bekam eine Gänsehaut, als ich daran dachte. Um Himmels willen, daran wollte ich gar nicht denken, konnte es auch nicht einfach von mir weisen.

Meine Knie zitterten noch immer. Plötzlich kam ich mir vor wie ein Gefangener, den man auf einer Insel am Ende der Welt abgesetzt hatte, wo er darauf warten konnte, ermordet zu werden und wobei er seinen Mörder nicht kannte oder sah, allerdings wußte, daß sich die Bestie ebenfalls auf der Insel befand.

Wo gab es Verstecke?

Ich hatte am gestrigen Tag noch von Höhlen gesprochen. Mir war auf meinem Weg hierher keine aufgefallen.

Ich setzte mich wieder an den Holztisch und holte das schmale Sprechgerät hervor, das auch mit dem Alarmsender des Dick Travis

gekoppelt war. Ihn rief ich nicht an.

Mein Partner war Suko. Ich stellte die entsprechende Frequenz ein, hörte seine Stimme, war irgendwie beruhigt.

»Okay, John, du bist gut angekommen?«

»Ja.«

Er räusperte sich. »Deine Stimme hat einen seltsamen Klang. Liegt das am Gerät oder…«

»Nein, an mir.«

»Was war los?«

Ich erzählte es ihm und konnte nicht vermeiden, daß meine Worte ab und zu stockten.

Suko war sprachlos, bestimmt auch entsetzt, und ich hörte ihn stöhnen. »Was ist da los, John?«

»Keine Ahnung. Die Leichen sind schon älter. Bestimmt liegen sie einige Tage hier. Das Blut ist eingetrocknet, es sieht aus wie Rost. Du kennst so etwas ja.«

»Und du hast keinen gesehen?«

»Richtig.«

»Auch nicht am Hafen?«

»Da war ich noch nicht. Aber er wird mein nächstes Ziel sein, darauf kannst du dich verlassen.«

»Gut, John. Die beiden müßten eigentlich unterwegs sein. Sie wollten ja am Morgen ablegen.«

»Ich warte auf sie.«

»Soll ich nicht doch kommen?«

»Nein, ich melde mich.«

»Wohl ist mir dabei nicht.«

»Wird schon schiefgehen.« Ich unterbrach die Verbindung, steckte das Gerät weg.

Plötzlich kam mir alles so verflixt sinnlos vor. Ich hatte hoch gespielt und verloren.

Aber es gab noch mehr Runden, davon war ich überzeugt. Ich würde sie einläuten und diesmal persönlich am Glockenseil ziehen, darauf konnten sich meine noch unsichtbaren Feinde gefaßt machen.

Mit leisen Schritten verließ ich das Haus. Ich kam mir vor, als wäre ich aus einer gewaltigen Gruft getreten und voll hinein in die Welt eines lichten Tages.

Der Himmel über der Insel erinnerte mich an ein helles Zeltdach. Es war einfach wunderbar, ihn so zu sehen. Beinahe wolkenlos. Was noch an Wattetupfern am Blau des Himmels hing, würde die Sonne bald weggedampft haben.

Natürlich war ich vorsichtig. Ich mußte einfach damit rechnen, daß der Mörder irgendwo lauerte und mich beobachtet hatte. Zu sehen bekam ich nichts.

Nur die Seevögel segelten über das Eiland hinweg, krächzten und kreischten.

Auf mich machte es den Eindruck, als würden sie mich regelrecht auslachen.

Ich ging zum ›Hafen‹.

***

»Gefällt es dir?«

Melanie Travis hatte die Frage gestellt und bekam zunächst keine Antwort.

Dick schaute sie an. Er hatte sie schon öfter angeschaut, aber er mußte sie immer wieder ansehen, wie sie neben ihm stand und das Ruder so lässig bediente, als hätte sie nichts anderes in ihrem achtundzwanzigjährigen Leben getan.

Konnte eine so schöne Frau eine dermaßen grausame Bestie sein? Eine Frau mit langen, naturblonden Haaren, die sie wegen des Windes hochgesteckt hatte, wobei sie von einem Tuch zusammengehalten wurden. Sie trug eine weit geschnittene blaue Leinenbluse, deren drei obersten Perlmuttknöpfe geöffnet waren und einiges von ihrer braunen Haut sehen ließ. Die Hose strahlte in einem Schneeweiß, und die Turnschuhe an ihren Füßen besaßen auf dem Weiß hellblaue Streifen.

Sie machte den Eindruck einer glücklichen Person, die das Meer liebte, aber nicht den einer Person, die andere Menschen brutal ins Jenseits befördern ließ.

Ihr Gesicht war glatt, es brauchte kaum Schminke. Da störten auch die Sommersprossen auf der gebräunten Haut nicht.

Augen mit hellblauen Pupillen konnten so strahlend blicken, doch hinter ihnen verbargen sich Dinge, die zu den Abgründen der menschlichen Seele zählten.

»Ich habe dich etwas gefragt, Schwager.«

»Und ich habe dich angeschaut.«

»Wie schon so oft.«

»Richtig.«

Melanie lächelte kokett. »Gefalle ich dir, dem großen Filmstar? Wäre ja nicht das erstemal, daß sich ein, Schwager an die Frau…«

»Hör auf damit, Melanie. Du weißt selbst, wie ich zu meinem Bruder stand.«

»Pardon.«

»Du bist für mich tabu, wenn ich das so sagen darf. Du bist… nun ja, ich habe…«

»Sprich dich aus, Dick!«

»Nein, nicht jetzt!« Er preßte die Lippen zusammen, um seinen Ernst zu dokumentieren.

Sie lachte nur und schaute auf das Meer hinaus, das ihnen einen wundervollen Anblick bot.

Eine lange Dünung, die sich bewegte, wie Glas aussah, aber niemals zerbrach. Sie wehte nach irgendwohin, sie wurde von der Sonne bestrahlt, so daß sich die sonst graue Farbe an manchen Stellen in ein helles Türkis verwandelte.

Die englische Küste lag weit hinter ihnen, mit dem bloßen Auge sowieso nicht zu erkennen.

Sie fühlten sich allein in dem schneeweißen Boot mit den beiden starken Rolls Royce-Motoren und kamen sich vor, als würde das Meer nur ihnen gehören.

Sie hielten den direkten Kurs auf die Insel und entdeckten plötzlich den Umriß eines anderen Schiffes, das am Horizont zu kleben schien. Die Frau griff mit der linken Hand zum Glas, um es gegen ihre Augen zu pressen.

Auf Dicks Gesicht zeichnete sich Spannung ab. »Suchst du etwas Bestimmtes?« fragte er.

Sie nickte. »Ja, mich interessiert die kleine Yacht am Horizont.«

»Na und?«

Melanie hob die Schultern. »Nichts und. Ich wundere mich nur darüber, daß sie sich nicht bewegt.«

Er stellte eine provozierende Frage. »Vielleicht wollen die auf der Yacht auch zur Insel.«

Melanie ließ das Glas sinken, schüttelte den Kopf und gab eine ärgerliche Antwort. »Unsinn, ich habe keinen eingeladen.«

»Hätte ja sein können.«

Es war vorerst die letzte Bemerkung, die er von sich gab. Er wollte abwarten und dachte daran, wie Melanie reagiert hatte, als er ihr von der Leichenschändung berichtete.

Zuerst hatte sie es nicht glauben wollen, war natürlich bestürzt gewesen, auch aufgebracht, aber Dick Travis glaubte, daß - sie ihm da etwas vorgespielt hatte.

Sie hatte es hingenommen, wollte sich aber mit diesem Thema nicht mehr beschäftigen. ›Ich werde meinen Mann in guter Erinnerung behalten.‹ Das waren ihre letzten Worte zu diesem Thema gewesen.

Dick wußte natürlich, was das Vorhandensein der Yacht bedeutete. Dort wartete Suko, der Inspektor und Kollege John Sinclairs. Die Tatsache, daß die Yacht dort zu sehen war, ließ Dick Travis hoffen, denn John Sinclair mußte die Insel längst erreicht haben.

So schlecht sah es nicht aus…

Sie änderten den Kurs, weil sie in den kleinen Hafen einlaufen mußten, und deshalb geriet die Yacht aus ihrem Sichtfeld. Dick waren wieder einige Fragen zu einem bestimmten Thema eingefallen. Er schaute in die am Bug hochspritzende Gischt, als er sie stellte.

»Du bist doch für einige Jahre in Peru gewesen, nicht wahr?«
»Stimmt. Wie kommst du darauf?«
Er hob die Schultern. »Jetzt wo Jason nicht mehr lebt, könnte es doch sein, daß du wieder dorthin zurückkehrst. Ihn hast du ja für dieses Land nicht begeistern können, und auch deinem Hobby stand er skeptisch gegenüber.«
»Richtig.« Sie nickte. »Was ein Fehler war.«
»Wieso?«
»Egal, Dick. Es war nur dahingesagt. Du solltest dir darüber keine Gedanken machen.«
»Er war immerhin mein Bruder.«
»Klar, und mein Mann.«
Dick kam wieder auf Peru zu sprechen. »Was hat dich an diesem Land so fasziniert?«
»Alles. Die Menschen, die Landschaft, die Kultur, die alten Kulte. Das ist schon etwas Besonderes gewesen, kann ich dir sagen. Ich war einfach begeistert. Kannst du nicht verstehen, wie?«
»Weiß nicht.«
Sie lachte. »Gib es zu.«
»Ich möchte dort nicht hin.« Er drehte seine Hände ineinander. »Gibt es dort eigentlich noch Eingeborene, die mit primitiven Waffen ausgerüstet sind?«
»Wie bitte?«
»Ich denke da an Macheten oder Buschmesser.«
»Was dasselbe ist, mein Lieber.«
»Du bist eben besser informiert.«
»Kann sein«, sagte sie. Damit war für Melanie Travis das Thema erledigt.
Nicht für Dick. Er dachte weiter darüber nach. Es kam ihm auch seltsam vor, daß seine Schwägerin darüber nicht näher reden wollte. Sie hatte kurzerhand eine Sperre aufgebaut, die er nicht durchbrechen konnte.
Er schaute auf ihre Hände.
Er stellte sich vor, wie sie den Griff einer Machete umklammert hielten und damit zuschlugen.
Es kratzte plötzlich in seinem Hals. Konnten diese schmalen Hände tatsächlich so etwas in Bewegung bringen? So etwas Unvorstellbares und Fürchterliches wie einen Mord?
Trotz des Windes, der scharf, aber auch warm über das Deck hinwegwehte, geriet er ins Schwitzen.
Er sah auch den spöttischen Zug am Mund der Frau.
Oder war es ein grausamer?
Die Insel erschien.
Sie hatten sie schon lange sehen können, aber sie rückte näher wie

eine klotzige Felswand, die allerdings zum Nordufer hin verschwunden war und in ein flaches Gelände überging, so daß auch ein kleiner Hafen hatte angelegt werden können. Ein totes Becken, von drei Seiten durch Betonmauern eingefaßt. Kein Schiff lag dort vor Anker. Die Dünung bewegte sich auf die Öffnung zu, schaffte ihre langen Wellen hinein und ließ sie gegen die Mauer klatschen.

Gischtwolken flogen hoch, als die langen Wellen an der Zufahrt gebrochen wurden.

Melanie Travis hatte die Geschwindigkeit zurückgenommen. Das Dröhnen der beiden Motoren war kaum mehr zu hören. Langsam glitt das Boot dem Hafen entgegen.

Wasser und Himmel, dazwischen die Insel. Drei Dinge, die der Schauspieler mit dem Begriff Einsamkeit verband. Er hatte seine Schwägerin einige Male nach den Gründen für diesen Besuch gefragt und nur ausweichende Antworten bekommen.

Sie wollte mit ihm über die Zukunft und die Vergangenheit reden, über die Familie, den Bruder.

Die kleine Yacht schaukelte der Einfahrt entgegen. Sie war ziemlich groß und öffnete sich wie ein Maul. Dick brauchte keine Furcht davor zu haben, daß sie irgendwo aneckten, außerdem verstand es Melanie, perfekt mit dem Boot umzugehen.

Mit einer Kopfbewegung nach rechts gab sie ihm zu verstehen, daß er zum Heck gehen sollte. »Dort liegt ein Tau. Nimm schon das eine Ende und springe mit ihm an Land, sobald wir angelegt haben. Wirst du das schaffen, Dick?«

Travis verzog den Mund. »Muß ich dich daran erinnern, daß ich zumeist bei meinen Dreharbeiten ohne Double arbeite?«

»Pardon«, meinte sie spöttisch. Er ging.

Und plötzlich haßte er die Frau. Das Gefühl überschwemmte ihn wie eine rote Wolke. Er traute ihr alles zu. Am liebsten hätte er sie gepackt, über Bord geschleudert und sie beim Hochkommen immer wieder zurückgestoßen, so lange, bis sie ihm die Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt hatte.

Denn er fühlte sich verstrickt in ihr Netz aus Lügen und Intrigen.

Er nahm das Tau. Es war mit weißer Farbe lackiert worden, paßte zur Farbe der Yacht.

Zusammen mit den Wellen wogten sie durch die Einfahrt und glitten in den kleinen Hafen hinein.

Melanie arbeitete gut und geschickt. Sie manövrierte die Yacht längsseits an die Mole heran, rief ihrem Schwager etwas zu, als die Steuerbordseite über die Abprallreifen glitt, und er sprang mit einem großen Satz von Bord.

Er schaffte es leicht. Das weiß lackierte Tau hielt er mit beiden Händen und wickelte es um einen Poller, der wie ein Pilz mit breitem

Flachdach aus dem Boden ragte.

Wenig später warf Melanie ihm ein zweites Tau zu. Auch das wickelte er fest.

Dann ging er wieder an Bord.

Er hatte eine Segeltuchtasche vollgepackt und wollte nach einem viereckigen Koffer greifen, den Melanie mitgenommen hatte, als diese ihm ihre Hand auf die Schulter legte.

Aus gebückter Haltung schaute er hoch. Über ihm schimmerte ihr Gesicht. Die Augen sahen aus wie blankes Eis. »Nein, den nehme ich. Du braucht hier nicht den Kavalier zu spielen.«

»Wie du meinst.« Er trat zurück.

Seine Schwägerin hob auch die Tennistasche an, die einen langen Riemen besaß. Sie drückte ihn über die Schulter und ging als erste von Bord.

Begrüßt wurden sie vom Kreischen der Seevögel. Menschen waren nicht zu sehen, was Dick zu einem Kopfschütteln und einer Bemerkung veranlaßte. »Die Insel ist tatsächlich nicht bewohnt.«

»Das sagte ich dir bereits.«

»Und was hast du jetzt vor?«

»Da es kein Taxi gibt, werden wir uns zu Fuß auf den Weg zum Ziel machen.«

Er war noch nicht fertig und stand ihr gegenüber. »Es muß doch jemand das Haus sauberhalten. Man baut es sich doch nicht auf eine menschenleere Insel, Melanie.«

Sie lächelte kalt. »Ich reiche mir selbst aus. Und wenn ich will, kann ich immer hier weg. Ein Boot steht bereit, das solltest du nicht vergessen. Die Insel ist ideal.«

»Gibt es nur dein Haus?«

»Fast«, sagte sie.

»Und die anderen?«

Sie löste ihr Haarband und schüttelte die blonde Mähne aus, deren Spitzen fransig geschnitten waren. »Es gibt keine anderen mehr. Keine Bewohner, keine Fischer. Zufrieden?« blaffte sie den Schauspieler an und drückte sich an ihm vorbei.

Dick Travis ließ seine Schwägerin vorgehen. Er blieb noch für einen Moment stehen, schaute sich um und suchte nach John Sinclair, der ihm versprochen hatte, auf der Insel zu sein.

Aber der Oberinspektor ließ sich nicht blicken. Nun blieb Dick nur zu hoffen, daß er in guter Deckung saß und zum richtigen Zeitpunkt eingriff, bevor es gefährlich wurde, denn es gefiel ihm immer weniger, mit dieser Frau allein zu sein.

Auch er schulterte seine Tasche und ging hinter Melanie her, die sich bereits am Ende einer in den Fels gehauenen Treppe befand, die vom Hafen wegführte, in dem kein einziges Haus stand und der Wind über

das freie Land pfeifen konnte.

Die Stufen waren uneben. Schaukelnd erklomm der Schauspieler die Treppe, wischte hin und wieder über sein Gesicht, auf dem das Salzwasser Spuren hinterlassen hatte.

Die Frau schaute sich nicht um. Mit federnden Schritten ging sie voran und sah längst das, was Dick zu sehen bekam, als er die Treppe hinter sich gelassen hatte.

Da lag das Haus.

Nein, eine Art von Burg, schon fast eine Festung, auch wenn die Festung Scheiben besaß, die das Sonnenlicht reflektierten.

Er blieb stehen.

Ein kalter Schauer flog über seinen Körper, was nichts mit den Temperaturen zu tun hatte, sondern allein mit dem Anblick des Hauses, denn es machte auf ihn einen abstoßenden, drohenden und auch irgendwo gefährlichen Eindruck.

Er erinnerte sich daran, einige Male mit seinem Bruder über diesen Wohnsitz gesprochen zu haben, und auch Jason war davon nicht besonders angetan gewesen.

Nur Melanie mochte es.

Sie hatte es gebaut, und zwar vom Geld ihrer Eltern. Und sie würde dieses Refugium freiwillig nicht hergeben, das hatte sie ebenfalls klipp und klar erklärt.

Sie drehte sich um.

»Willst du nicht kommen, Dick?« Unwillig schüttelte sie den Kopf.

»Gleich, aber ich war…«

»Was warst du?«

Er lief schneller und gab die Antwort als Lüge. »Ich war einfach überwältigt, verstehst du? So toll hätte ich es mir nicht vorgestellt. Das ist ja Wahnsinn.«

»Übertreibe mal nicht.«

»Doch, doch, das erwartet man auf einer derartigen Insel einfach nicht. Das haut mich um.« Er hatte sie erreicht, blieb stehen, spürte ihren prüfenden Blick.

»Liege ich da falsch?«

»Im Prinzip nicht. Nur kann ich deinen Worten nicht so recht glauben, aber das spielt keine Rolle. Laß uns gehen, denn ich habe Durst. Ich werde uns einen tollen Drink mixen.«

»Ist denn alles dort?«

»Was du willst. Vom Whisky bis zum Kabel-TV. Du kannst dich wie in einem Luxus-Hotel fühlen. Es gibt mehrere Schlafzimmer, auch verschiedene Bäder…«

»Einen Keller ebenfalls?«

Scharf schaute sie ihn an. »Interessiert dich der so stark?«

»Nein, war nur eine Frage.«

»Oder hat Jason etwas erwähnt?« Dick hob die Schultern. »Was sollte er denn gesagt haben?«

»Ja«, sagte sie lachend. »Du hast recht. Was sollte er schon gesagt haben?«

Ihr Ton gefiel Dick Travis nicht, aber er sprach seine Schwägerin nicht darauf an. Dafür konnte er sehr bald das Haus aus der Nähe bewundern und sah den scharfen Kontrast, den das Holz zum Gestein des Fundaments bildete.

Der Eingang bestand aus einer großen Tür, die ebenfalls aus bestem und einem sehr dicken Eichenholz gefertigt worden war. Diese Rundbogentür bestand trotz ihrer Größe aus einem Stück. Die wuchtige Klinke paßte dazu. Sie war von der Hand hergestellt worden und bestand aus einem schweren Metall. In den Griff hatte der Hersteller feine Schlangenlinien hineingestanzt.

Dick Travis war vor dem Haus stehengeblieben und ließ seinen Blick an der Fassade hochgleiten.

Über der Tür setzte sich das helle Holz fort. Es sah auch deshalb so grauweiß aus, weil die salzige Luft an ihm gearbeitet hatte. Irgendwo paßten die dunkle Tür und das Holz nicht zusammen. Das ergab keine Einheit, wie ihm überhaupt das ganze Haus nicht gefiel, das eine leicht ovale Grundfläche aufwies und etwas schräg stand, denn zum Eingang hin fiel es ab.

Melanie Travis schloß auf, nahm ihre Gepäckstücke mit über die Schwelle, stellte sie dann ab und breitete die Arme aus. »Willkommen in meinem Refugium.«

Für Dick besaß ihre Stimme die Herzlichkeit einer abgespielten Schallplatte. Er lächelte trotzdem, nickte und schaffte es sogar, sich zu bedanken.

Dann ging er hinein.

Melanie schloß die Tür, nein, sie schloß sie nicht, sie warf sie zu, so daß das Echo durch alle Räume schallte.

Links führte eine breite, dunkle Holztreppe nach oben, ansonsten bestand der untere Bereich aus nur einem großen Raum, zu dem natürlich ein wuchtiger Kamin gehörte, der die Form eines Felsblocks besaß. Der Fußboden war mit großen, quadratischen Fliesen belegt worden. Eine Sitzgarnitur aus rauhem Leder und mehrere klobig wirkende Eichentische standen im Raum.

Keine Blumen, keine Bilder an den Wänden, dafür einige Teppiche, die allesamt einen für Dicks Geschmack zu dunkles Muster aufwiesen.

Nu ja, er brauchte hier nicht zu wohnen.

Melanie lachte ihn an. Wegen der für die Größe doch recht spärlichen Möblierung klang ihre Stimme ziemlich laut. »Dir gefällt es nicht, Schwagerherz.«

»Woher willst du das wissen?«

»Das sehe ich deinem Gesicht an.«
»Ich bin geschmacklich eben anders orientiert.«
»Ja, ich weiß. Elegant, hell und so weiter. Ziemlich modern.« Sie schlenderte auf eine breite Nische zu, die rechts neben dem Kamin begann und die Größe eines normalen Zimmers besaß. Eine kleine Couch paßte hinein, zwei Sessel ebenfalls. Sie und die Couch waren so gestellt worden, daß der Sitzende auf die Mattscheibe schauen konnte.
Unter dem Apparat befand sich eine Stereoanlage. Der Video-Recorder war sowieso obligatorisch, und der Fernsehapparat besaß das Design eines dänischen Herstellers.
Er paßte nicht in den Raum.
Per Fernbedienung, die alle Geräte mit einschloß, schaltete Melanie den Recorder ein.
Eine Kassette drehte sich.
Konzertmusik von Strawinski war zu hören. Wild und furios, der Feuervogel.
»Gefällt dir auch nicht - oder?«
»Nicht besonders.«
Sie strich über seine Wange, als sie an ihm vorbeiging. »Kann ich dir denn mit einem Whisky einen Gefallen tun?«
Dick nickte und schaute auf den viereckigen Koffer, der mitten auf dem größten Tisch stand. »Ja, aber nur einen einfachen.«
»Ohne Eis - wie immer?«
»Daran hat sich nichts geändert.«
»Wunderbar.« Sie holte eine Flasche und Gläser von einem Regal. Nichts hatte Staub angesetzt.
»Ich liebe es, wenn Menschen ihre Gewohnheiten nicht ändern.«
Dick schwieg.
Ihm war kalt, er fror, doch es lag nicht an der Temperatur, es kam von innen, drang hoch und ließ sich nicht stoppen.
Melanie reichte ihm das Glas, ihres behielt sie in der Hand und prostete ihm zu. »Auf eine schöne Zeit, mein lieber Schwager«, sagte sie und lachte.
Dann tranken sie.
Der Schluck tat Dick Travis gut. Er leerte das Glas und stellte es weg, lehnte einen weiteren Drink ab und erkundigte sich, wie lange Melanie denn bleiben wollte.
»Das weiß ich noch nicht.«
»Du hast keine Vorstellung.«
Sie lächelte, hob die Schultern, legte den Kopf schief und trat an den Tisch, wo sie stehenblieb und mit der flachen Hand über den Koffer hinwegstrich.
»Ich möchte dir etwas zeigen«, sagte sie dann.
»Und was, bitte?«

»Es befindet sich hier im Koffer.« Sie stellte ihr Glas weg, weil sie beide Hände freihaben wollte.

Dick Travis war gespannt, neugierig und aufgeregt. Er kannte ähnliche Situationen vom Film her, wenn die erste Szene gedreht wurde. Da bekam er ebenfalls schweißfeuchte Hände, denn jeder Streifen war immer wieder etwas Neues.

Nur wußte er, was geschehen, wie der Part ablaufen würde, der im Drehbuch stand.

Hier war alles neu für ihn.

Das Lächeln auf den Lippen seiner Schwägerin gefiel ihm nicht. Er versuchte sich vorzustellen, was sich in diesem eckigen Koffer alles befinden könnte.

Tausend Dinge schossen ihm durch den Kopf, doch er konnte sich für keine entscheiden.

Vier Seiten waren aufklappbar.

»Schau hin!« sagte Melanie und riß den Mann aus seinen Gedanken. Dabei drückte sie auf einen verborgenen Knopf, setzte einen bestimmten Mechanismus in Gang, der dafür sorgte, daß die vier Seiten des Koffers nach unten fielen.

Den Deckel hielt sie fest. Sie hatte ihre linke Hand nicht von dem Griff genommen.

Dick Travis starrte auf den Inhalt.

Er wollte es nicht glauben, er wollte schreien, aber er konnte nicht. Es war ein Kopf.

Jasons Kopf, dessen starre Augen ihm zugedreht waren und blicklos anglotzten…

***

Es lag eine stumme Anklage in den Augen. Warum hast du mir nicht geholfen, schien sie zu sagen.

Warum bist du zu spät gekommen, Dick? Du hättest meinen Tod verhindern können, nur du allein!

Es waren nur Blicke, aber sie kamen dem Schauspieler wie Fragen vor, die ihm auf der Seele brannten. Er wollte sich verteidigen, den Fragen etwas erwidern, es war unmöglich. Dann fingen seine Lippen an zu zittern, auch die Hände, die Arme, einfach alles.

Und sie lächelte!

Jawohl, Melanie lächelte. Sie war kalt wie Eis und nicht die nette Blondine, als die man sie des öfteren gesehen hatte. Sie freute sich und weidete sich an seinem Entsetzen. Sie war das Böse an sich.

Hinter der hübschen Fassade war nichts mehr vorhanden, alles weg, alles verfault, sie sah nur noch aus wie ein Mensch. Sie arbeitete mit dem verrückten Mörder zusammen, sie hatte sich nicht gescheut, den Kopf ihres Mannes in einem Koffer durch die Gegend zu tragen.

Und nun lag er vor ihm!
Ihm war heiß, ihm war kalt zugleich. Der Schweiß rann über seinen Rücken. Er war kalt, er bildete kleine Bäche, er spürte es sehr deutlich, aber er achtete nicht darauf.
Für ihn war eine Welt zusammengebrochen, obgleich er seine Schwägerin in Verdacht hatte.
Jetzt hatte er den Beweis.
Dick Travis konnte seinen Blick nicht vom Kopf des Mannes wenden, obwohl er einen so grauenhaften Anblick bot.
Auf einmal weinte er.
Dick hatte es so gut wie nicht bemerkt. Er spürte das krampfhafte Zucken, dann quollen Tränen aus seinen Augen. Helle Streifen rannen an seinen Wangen entlang, das starre Gesicht seines Bruders verschwamm im Schleier der Tränen. Dafür hörte er das leise Lachen der Frau, dieser Bestie, die einmal seine Schwägerin gewesen war, jetzt noch immer dazu zählte, aber von ihm nicht mehr akzeptiert wurde. Er hatte sie ausgestoßen, er wollte sie nicht mehr, er…
Ihre Schritte drangen durch den dumpfen Wattefilm, der seinen Kopf umgab.
Sie ging vom Tisch weg, den Kopf und den Koffer hatte sie auf der Platte stehenlassen. Mit einer geschmeidigen Bewegung ließ sie sich in einen Sessel sinken und schlug lässig die Beine übereinander, bevor sie fragte: »Nun, hast du dich abgefunden, mein Lieber?«
Ihre Stimme erreichte ihn. Sie war die einer Fremden, sie klang hart und höhnisch…
Dick holte Luft. Seine Glieder waren schwer geworden. Er wußte, daß er nicht gegen sie ankam.
Das hatte nicht einmal etwas mit Körperkräften zu tun. Es lag einzig und allein daran, daß sie brutaler und abgebrühter war als er.
Travis hätte am liebsten geschrieen. Selbst das schaffte er nicht. Er konnte nur schnappend Luft holen, und in seinen Augen brannte es ebenso wie in der Kehle. Im Hals schmeckte er Metall, Rost, wie altes Eisen.
Das waren Extrem-Situationen, man hatte ihn ins kalte Wasser geworfen, das war einfach nicht mehr für ihn nachvollziehbar, und es war kein Spiel, kein Film.
Sicher, ihn quälten Fragen, doch alle sie formulierte er in einem Wort.
»Warum?«
Melanie lächelte, gab sich lässig, hob die Schultern. »Es ist nicht einfach zu beantworten, mein Lieber.«
»Das weiß ich«, sagte er und hatte sich schon gedreht. Er wollte den Kopf nicht mehr sehen. »Ich will trotzdem eine Antwort von dir haben. Du warst mit meinem Bruder verheiratet, du hast ihn einmal

geliebt, ihr habt zusammen gewohnt. Ihr wart ein Ehepaar, und nun läufst du mit seinem Kopf durch die Gegend, der vom Körper des Toten abgehackt wurde. Das ist… das ist… mir fehlen einfach die Worte, weißt du? Ja, mir fehlen die Worte. Ich kann es nicht erklären, das mußt du schon machen, verdammt! Aber ich weiß, daß es keine Erklärung gibt, die ein normaler Mensch akzeptieren kann. Das ist nur möglich, wenn man einen perversen Geist hat, wenn man nicht mehr zur menschlichen Gemeinschaft gehört. Da kommt doch eines zum anderen, verflucht. Wie kann aus Liebe nur ein derartiger Haß werden, Melanie? Wie ist das möglich…?«

»Ich habe ihn nicht gehaßt!«

»Du lügst!« stieß er hervor. »Wer so etwas tut, der muß den anderen Menschen einfach hassen.«

»Ich nicht.«

»Was hast du dann? Warum hast du es denn getan? Ich kann es nicht fassen, das ist…«

»Das mußte ich tun.«

»Wieso?«

»Ich war lange Zeit weg, mein lieber Schwager. Südamerika hat mich geprägt, aber es ist müßig, dir darüber Auskunft zu geben. Du hast dich nie für peruanische Totenriten interessiert. Dein Bruder übrigens auch nicht, Dick. Das war sein Fehler. Sie sind für mich sehr wichtig geworden. Ich habe sie erlebt. Ich habe mitbekommen dürfen, daß durch die Riten Kraft in mich hineinströmt. Es gibt uralte Natur-Magien. Ich habe sie gelernt, und ich habe gleichzeitig einen Ort gefunden, wo ich sie in aller Ruhe und ungestört ausüben kann, nämlich auf dieser Insel. Hier habe ich mein Refugium gefunden. Hier bin ich die Herrin, hier stört mich niemand. Auf Storm Island werde ich meine Künste vollenden können, und niemand schafft es, mich zu stören - niemand!«

Dick Travis dachte an John Sinclair, erwähnte den Namen aber nicht, sondern sagte: »Das glaubst du, verdammt! Das glaubst du! Aber ich sage dir, Melanie, du hast dich geirrt. Du hast dich sogar sehr geirrt. Du bist kein Richter, du bist kein Henker, du bist auch kein Gott. Du bist…«

»Ich bin alles!«

»Nein!«

Sie sprang auf. »Denn ich habe die Macht, mein Lieber! Ich habe sie an mich gerissen. Ich habe erlebt, was in den einsamen Hochtälern Perus vor sich geht. Dort spielt sich das wahre Leben ab, dort existiert auch der Tod, aber dort habe ich erfahren, daß man aus dem Tod anderer Kraft schöpfen kann.«

»Durch köpfen?« schrie Dick.

»Ja, durch köpfen. Du wirst es nicht verstehen, aber ich erkläre es dir

trotzdem. Es gibt eine uralte peruanische Weisheit, die besagt, daß die Eigenschaften des Getöteten auf dessen Mörder übergehen. Wenn ich viele Schädel sammle und aus ihnen Schrumpfköpfe herstelle, so werde ich sehr bald mit den Eigenschaften, mit dem Wissen, den Begabungen, dem Können der Toten ausgestattet sein. Ich werde zu einem Übermenschen werden, Dick. Hast du gehört? Zu einem Übermenschen!«

»Du bist wahnsinnig!«

»Nein, das bin ich nicht. Ich habe alles sehr genau durchdacht, mein Lieber. Mein Plan steht nicht nur, er hat auch wunderbar funktioniert. Es ist alles perfekt gemacht worden. Ich habe alles unter Kontrolle.«

Seine Lippen zuckten. Die Wangen ebenfalls, auch die Adern an seinem Hals. Nichts ist in Ordnung, dachte er, überhaupt nichts. Er hätte es am liebsten hinausgeschrieen, aber er hielt sich zurück. Nur jetzt keinen Fehler machen, alles andere würde sich von selbst regeln. Er mußte auch weiterhin den Leidenden, den völlig Frustrierten und den Ängstlichen spielen.

»Es hat ihm nicht wehgetan«, sagte sie. »Er war ja schon tot. Auch wenn ich einen Lebenden köpfe, tut es ihm nicht weh, weil es einfach zu schnell geht.«

»Aber du hast Jason geköpft, als er schon tot war. Warum hast du das nicht in seiner Wohnung getan?«

»Bewußt«, sagte sie lächelnd und schaute für einige Sekunden durch das große Fenster.

Dick bekam es mit der Angst zu tun. Er befürchtete, daß sie John Sinclair entdecken könnte, der aber hielt sich schlauerweise zurück, und Melanie drehte den Kopf, schaute ihren Schwager wieder an, wobei sich die Lippen in die Breite zogen und wieder dieses widerliche, diabolische Lächeln zeigten.

»Du hast recht, ich hätte es tun können. Aber es wäre zu schnell aufgefallen. Man hätte möglicherweise zu mißtrauisch werden können.«

»Das ist man auch jetzt!« fiel er ihr ins Wort.

»Das bestreite ich nicht. Aber ich bin hier in Sicherheit, und du bist mir gefolgt, das heißt, ich habe dich nicht zwingen müssen, du bist ja freiwillig mitgekommen. Das habe ich so gewollt. Es war mein Plan von Beginn an.«

Dick merkte, daß der Schweiß auf seinem Körper getrocknet war. Jetzt fühlte er sich an wie Eis.

»Was hast du vor?« flüsterte er. »Sag es. Was hast du vor?«

Melanie deutete mit dem Zeigefinger auf ihn. »Du bist der nächste«, erklärte sie mit ihrem lächelnden Gesicht. »Ich will auch deine Kraft besitzen. Ist das nicht…?«

»Nein, Schwägerin, so nicht. So haben wir nicht gewettet, das sage

ich dir. Das kommt nicht vor. Du wirst dir…«
»Doch!«
»Ich weiß Bescheid. Ich werde mich zu wehren wissen. Ich sage es dir noch einmal. Man kann über meine Filme sagen, was man will, und auch über mich. Aber eines steht fest. Ich habe mich so gut wie nie doubeln lassen. Ich bin derjenige gewesen, der alles selbst machte. Ich habe gelernt, meine Liebe, und ich habe nicht zu knapp gelernt, das schwöre ich dir.«
»Du willst mich überwältigen?« fragte sie.
»So kann man es auch nennen.«
»Versuche es«, sagte sie leise. »Du kannst es versuchen, aber du wirst kein Glück damit haben. Du bist viel zu schwach.« Noch immer behielt sie das Lächeln bei.
Es war überheblich, es war teuflisch, es stieß ihn ab, aber er würde sich wehren.
Sie besaß nicht seine Kräfte.
Nicht sie…
»Du glaubst also, mir körperlich überlegen zu sein?« erkundigte sie sich locker.
»Das glaube ich nicht, das weiß ich!«
»Ich gebe dir recht. Aber Überlegenheit kann man durch Raffinesse ausgleichen, findest du nicht auch?«
Er zwinkerte mit den Augen, während gleichzeitig ein heißer Strom in ihm hochschoß. Klar, dieses Weib war nicht so ohne weiteres zu erledigen. Die hatte noch immer einen Trumpf in der Hinterhand, von dem er bisher nichts wußte.
»Wie meinst du das genau?«
»Denk an den Whisky!«
Vier Worte, ein Satz, der ihn getroffen hatte. Plötzlich ahnte er etwas, traute sich allerdings nicht, darüber zu sprechen. Hatte der Drink bitter geschmeckt?
Er wußte es nicht.
Jedenfalls spürte er keinen Nachgeschmack auf der Zunge. Vielleicht war es Bluff.
Er hörte ihre Stimme, er sah, wie sie auf die Uhr schaute, und es kam ihm vor, als wäre ihre Gestalt kleiner und schmaler geworden. Zudem bewegte sie sich wie Gummi. Sie schwang von einer Seite auf die andere, und da wußte er, was geschehen war. Daß er einen präparierten Drink zu sich genommen hatte, daß er…
»Verdammt…«
Melanie lachte. Es hörte sich seltsam schrill an. Wahrscheinlich lag es an seinem Gehör.
Da war alles anders.
Die Welt verkleinerte sich, seine Blickfelder waren eingeschränkt

worden, und er ging einen Schritt nach vorn, kippte, stützte sich auf der Tischplatte ab.

Dick Travis kämpfte. Er wollte nicht. Er holte Luft, glaubte, sich schreien zu hören, es war aber nur ein Keuchen, mehr nicht. Er würgte, dann fiel er nach vorn.

Der Arm konnte sein Gewicht nicht mehr halten. Mit dem Gesicht zuerst klatschte er auf die Platte.

So blieb er…

Melanie kam näher. Sie swingte heran, sie gab sich lässig, sie summte sogar.

Und dann war sie bei ihm. »Idiot!« flüsterte sie. »Du verdammter Narr, du Volltrottel, du…«

Dick stöhnte. Er wollte sich bewegen, herumrollen, sein Körper zuckte nur noch.

Melanie wartete.

Sie gab ihm Minuten, dann würde es vorbei sein. Dann war er nicht tot, nur bewußtlos. Das reichte ihr, so sollte es auch sein, und sie lächelte weiter.

Mit beiden Händen zog sie ihn hoch, schleifte ihn zur Couch, legte ihn dort auf den Rücken.

Er war wie eine Puppe. Seine Arme hingen wie an Fäden. Sein Gesicht war starr, die Augen geschlossen.

Er lag da.

Melanie nickte. Sie würde ihn später in den Keller schaffen, hinein in ihr Refugium, in die Erinnerung an die langen Jahre, die sie in Peru verbracht hatte.

Es würde klappen.

Und trotzdem ging sie auf Nummer Sicher, denn sie wollte erfahren, ob er sich bewaffnet hatte. Mit geschickten Bewegungen tastete sie über Dicks Körper.

Nein, er trug keine Waffe bei sich. Auch nicht an den Rücken geklebt. Kein Messer, keine Pistole, kein…

Da war noch etwas!

Melanie war mißtrauisch geworden. Unter dem Hemd, etwa in Höhe der Hüfte, spürte sie etwas.

Einen Knubbel, einen Gegenstand, der vorstand und Ähnlichkeit mit einer dicken Warze aufwies.

War sie das tatsächlich?

Sie fetzte sein Hemd auf. Knöpfe sprangen ab. Plötzlich hatte sie es eilig. In ihrem Kopf hatte die Alarmglocke geschrillt, und einen Moment später ballte sie die Hände zu Fäusten zusammen, als sie den Gegenstand erkannte.

Es war keine Warze, keine nach außen gewachsene Geschwulst. Es war ein Sender, ein kleines Gerät aus dem High-Tech-Labor, ein

Alarmmelder oder was auch immer.

Die Frau stöhnte vor Wut auf, sie war kalkweiß geworden, fühlte sich hintergangen. Dann warf sie das Fundstück zu Boden und zertrat es.

Jetzt ärgerte sie sich darüber, daß er bewußtlos geworden war. Im normalen Zustand hätte sie ihn schon zum Reden gezwungen, das stand fest. Was nun? Sie dachte nach, kaute beunruhigt auf ihrer Lippe, schaute nach draußen, weil sie erwartete, dort einen Feind zu sehen. Wer ein derartiges Gerät bei sich trug, mußte mit jemand anderem in Verbindung stehen, der mußte einen Helfer gehabt haben.

Sie unterbrach ihre Gedankenkette. Draußen hatte sie keine Gestalt gesehen, alles war ruhig geblieben, einfach zu ruhig, schon beklemmend. Sie war nicht mehr allein auf der Insel. Melanie ging davon aus, daß sich irgendwo jemand herumtrieb.

»Verdammter Hund!« fuhr sie den Bewußtlosen an und ärgerte sich, daß er schlauer gewesen war als sie. Dieser Kerl hatte sie auf eine raffinierte Art und Weise überlistet.

Noch war nicht aller Tage Abend.

Hier im großen Wohnraum fühlte sich Melanie relativ hilflos. Das würde sich ändern, wenn sie den Keller betreten hatte.

Da war sie stark.

Da wurde sie noch stärker.

Da würde sie kämpfen.

Und sie war sicher, daß sie auch den Kopf des Unbekannten ihrer Sammlung einverleiben würde…

***

Ich hatte gesehen, wie das Boot anlegte und wie geschickt es die Frau verstanden hatte, es in den kleinen Hafen zu steuern. Dick Travis hatte es vertäut, dann waren beide von Bord gegangen und hatten die Insel durchquert.

Ich war ihnen auf den Fersen geblieben.

Natürlich in guter Deckung, auch nicht weit vom kleinen Hafen entfernt. Ich hatte mich auf die Natursteintreppe gelegt, über die letzte Kante hinweggeschaut und das Haus beobachten können, das wie gemalt unter dem hellblauen Himmel ohne Wolken lag.

Als ich sicher sein konnte, daß beide im Haus verschwunden waren, hatte ich Kontakt mit Suko aufgenommen, der auf dem Kahn hockte und allmählich nervös geworden war.

»Ich hatte schon gedacht, dich hätten die Haie gefressen.«

»Ach, gibt es hier Haie?«

»Wo du auftauchst, gibt es doch alles. Zumindest immer großen Ärger. Mir geht es übrigens gut. Es ist wunderbar an Bord. Ich genieße die frische Brise und habe auch die kleine Yacht sehen können, wie sie auf die Insel zufuhr.«

»Ja, sie haben angelegt.«
»Und jetzt?«
»Sind sie wohl im Haus.«
»Dann gehst du hin, nehme ich an.«
»Sicher. Allerdings schlage ich einen großen Bogen. Sie sollen mich so spät wie möglich sehen.«
»Bravo.«
»Was soll das?«
»So schön es hier an Deck ist, John, lange werde ich es hier nicht aushalten.«
Ich verstand ihn. »Aber laß dir noch etwas Zeit. Und sei vorsichtig, wenn du die Insel anläufst.«
»Ist der Hafen vom Haus aus einsehbar?«
»Nur schwer.«
»Dann vertraue ich auf mein Glück.«
Darauf mußte ich auch vertrauen, als ich die Deckung der Treppe verließ. Ich wollte keine Fehler begehen und ging deshalb gebückt. Zudem schlug ich noch einen Bogen.
So prächtig dieses Haus war, das nie aus meinem Blickfeld verschwand, so sehr spürte ich auch seine Atmosphäre. Das helle Holz wirkte auf mich kalt, es wies ab, es wollte keinen Besucher, es warnte ihn schon aus der Ferne, daß es besser für ihn war, wenn er nicht näher kam.
Darauf konnte ich mich nicht verlassen. Vielleicht bildete ich es mir auch ein, ich wußte es nicht.
Für mich war wichtig, einen weiteren Mord nicht zuzulassen, obgleich ich von Melanie Travis als Täterin noch nicht überzeugt war.
Bisher hatte ich den Eingang noch nicht gesehen. Er lag in einer Senke, war etwas versteckt.
Immer wieder mußte ich an die beiden Toten auf dem Bett denken. Die Leichen ohne Köpfe. War eine Frau wie Melanie Travis tatsächlich fähig, so etwas zu tun?
War ein Mensch überhaupt dazu fähig?
Leider, mußte ich sagen, denn waren nicht die beiden ersten Opfer ohne Köpfe.
Hier lief ein grausames, ein kaum faßbares Spiel ab. Hier hatte das Grauen Methode bekommen, und es versteckte sich hinter dieser sommerlichen Inselromantik.
Ich lief auf das Haus an einer Stelle zu, wo kein Fenster die Wand unterbrach. Neben dem Bruchsteinfundament blieb ich stehen, das hoch aus dem Boden ragte und mir fast bis an die Schulter reichte.
Ich wartete.
Aus dem Haus hörte ich nichts. Die dicken Mauern unten hielten jedes Geräusch zurück.

Nur die Vögel zogen über mir ihre Bahnen und begleiteten ihre Flüge mit schrillen Kreischgeräuschen. Das gehörte einfach zu diesem Eiland wie das Rauschen der Brandung.

Als ich überzeugt davon ausging, lange genug gewartet zu haben, änderte ich meine Position. Bisher hatte ich noch keinen Blick in das Haus geworfen, aber ein sehr breites Fenster lud dazu ein, nur mußte ich dazu auf die andere Seite.

Wieder lief ich geduckt und umrundete den Bau an seiner Rückseite. Das Fenster war leicht zu finden. Ich blieb stehen und schaute von der Seite her in den Raum.

Viel konnte ich nicht erkennen, weil sich das Sonnenlicht auf dem Glas spiegelte und eine Durchsicht unmöglich machte.

Ich war vorsichtig, trat auf die Scheibenmitte zu, schaute in den großen Raum und fand ihn menschenleer.

Weder Melanie noch ihr Schwager befanden sich dort. Dafür stand ein Gegenstand auf dem Tisch, der mir irgendwie deplaziert vorkam, den ich allerdings schon gesehen hatte und mir einfiel, daß es der Koffer gewesen sein mußte, den Melanie von Bord getragen hatte. Nur war er jetzt aufgeklappt.

Und er war leer!

Ich konnte es nicht beweisen, ich mußte mich dabei auf mein Gefühl verlassen, aber ich hatte den Eindruck, daß dieser Koffer noch eine wichtige Rolle spielte.

Er war leer.

Der Inhalt verschwunden. Warum?

Ich zog mich wieder zurück. Zwei Gläser waren mir auch aufgefallen. Wahrscheinlich hatten die beiden einen Drink genommen und waren dann gegangen.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie das Haus verlassen hatten, dann nämlich hätte ich sie gehört.

Wo steckten sie dann?

Die oberen Räume kamen in Betracht, möglicherweise auch der Keller, falls das Haus einen besaß.

Wegen des felsigen Geländes war es nicht einfach, einen Keller zu bauen, denn die Räume mußten in das felsige Gelände hineingesprengt werden.

Ich bewegte mich einige Schritte vom Haus weg, schaute an der Fassade hoch, ohne erkennen zu können, ob sich oben etwas tat. Auf dem Dach hockten Möwen und schauten mich an.

Nichts störte sie, selbst an meine Anwesenheit hatten sie sich gewöhnt. Das Umfeld der Insel wirkte paradiesisch. Hier kam alles zusammen, was Körper und Seele brauchten, um entspannen zu können.

Nur ich war irritiert.

Ich konnte das Bild aus dem großen Wohnraum nicht verdrängen, dachte an die leeren Gläser. Sie hatten Drinks genommen, jetzt waren sie verschwunden.

Wohin?

Ich hatte auch keine Stimmen gehört, kein Lachen, keine Schritte. Jetzt wußte ich genau, was mich störte. Es war die Stille des Hauses an sich. Die unteren Mauern und das bleiche Holz darüber gaben etwas ab, das mir nicht gefiel.

An der anderen Hausseite fiel mir ein schmucker Balkon auf. Ebenfalls weiß gestrichen, mit weißen Korbmöbeln, die sich im leichten Wind bewegten.

Ich freute mich darüber, daß die Tür am Balkon nicht geschlossen war. Wenn ich in das Haus wollte, konnte ich auch diesen Weg nehmen. Die Unterkante des Balkons war für mich mit einem Sprung zu erreichen, wenn ich mich langmachte und streckte.

Zunächst einmal wollte ich- die Haustür in Augenschein nehmen. Ich lief wieder zurück. Eine Seeschwalbe huschte wie ein Schatten an mir vorbei, segelte hoch und schien in die grelle Sonne hineinfliegen zu wollen.

Die Tür paßte zu dem Gebäude. Sie bestand aus dickem Eichenholz, lief nach oben hin spitz zu, besaß eine mächtige Klinke, die ich nicht nach unten drückte.

Ich stand noch davor, als ich über mir ein Geräusch hörte, hob den Kopf.

Der Schatten segelte nach unten.

Blitzschnell, ein Wahnsinn, ein bewaffneter Schatten - der Machetenmann…

***

Ihm war schlecht, er würgte. Hinter den Augen spürte er einen nicht eben gelinden Druck. Der Schweiß lag dick auf seiner Stirn. Er hatte Angst, aber er wußte nicht, was geschehen war.

Dick Travis lag auf dem Rücken. Es war kein gutes Gefühl, den harten Fels unter sich zu spüren. Es war auch keine gute Haltung, in die man ihn hineingezwungen hatte.

Er kam sich vor wie ein großes X.

Gefesselt an den Händen, an den Beinen ebenso. Beide stark gespreizt, die Gelenke von harten Riemen oder Schnüren umwickelt. Leder, das sich gegen die dünne Haut preßte und bei ihm für Schmerzen sorgte.

Er fühlte sich gespannt - und hilflos!

Er hatte Durst, Kopfschmerzen plagten ihn. Kleine Bohrer wühlten in seinem Schädel. Auf der Zunge lag der Geschmack von bitterem Metall. Er verfluchte sich, seine Schwägerin und sein Vertrauen oder

seine Dummheit, die ihn hatte hereinfallen lassen.

Er war auf sie hereingefallen, obwohl er es nicht gewollt hatte. Einfach so. Mit der Tücke des Weibes hatte sie ihn überlistet. Tropfen in den Drinks oder so ähnlich.

Er wollte lachen, als er daran dachte. Nur ein bitteres Krächzen drang aus seinem Mund.

Vor den Lippen sprühte Speichel. Schorf lag auf seinem Mund. Er fluchte in sich hinein, er beschimpfte sich, die Schmerzen waren einfach nicht wegzukriegen.

Travis schloß die Augen. Wollte sich Minuten der Erholung und der Entspannung geben.

Falls es möglich war.

Er konzentrierte sich auf die Äußerlichkeiten. Da waren die harten Fesseln an den Gelenken, da waren die aus der Erde ragenden Pfähle, an denen die Fesseln befestigt waren. Kurze Eisenpfähle, die nur von einem Herkules gebogen werden konnten, aber das war er leider nicht. Nur ein Filmstar, der in seinem Job immer einen Ausweg gefunden hätte, aber hier konnte er nicht nach dem Drehbuch handeln. Hier mußte er sich den brutalen Tatsachen stellen.

Das war die Realität - leider. Und auf Hilfe konnte er nicht hoffen. Er war allein, so verflucht allein.

Wie sollte ihn ein Mann wie John Sinclair finden können?

Travis schaute sich um. In seinem Gefängnis war es nicht finster. Links von ihm, wo Decke und Wände zusammenstießen, sickerte Licht durch kleine, breite Schlitze. Es verteilte sich in dem Keller, und man konnte einiges in seiner Umgebung erkennen, daran hinderte ihn auch nicht das dumpfbeißende Gefühl im Kopf.

Es war ein Keller - okay. Aber kein Raum, in dem man die normalen Dinge aufbewahrte. Keine Vorräte in Kisten oder auf Regalen.

Nur die glatten Wände, bis auf eine Veränderung an der Wand, die der Tür gegenüber lag.

Dort stand so etwas Ähnliches wie ein Sideboard. Gefertigt aus dunklem Holz, ziemlich breit, damit auf der Oberfläche genügend Platz vorhanden war.

Platz für Gegenstände, die Panik und Grauen erzeugen konnten. Platz für Köpfe!

Er wollte es erst nicht glauben, aber es stimmte, war selbst bei diesem Licht zu erkennen.

Drei Köpfe zeichneten sich unter viereckigen und würfelförmigen Glashauben ab.

Der in der Mitte war normal groß und gehörte seinem Bruder Jason. Melanie hatte ihn also in diesen Keller geschafft und ihren Gefangenen so hingelegt, daß er die Köpfe einfach sehen mußte.

Besonders den mittleren, der das Zentrum bildete.

Rechts und links von ihm waren die anderen beiden Schädel ebenfalls unter den Hauben zu sehen.

Kleinere Köpfe, kaum größer als eine ausgewachsene Männerfaust. Und da fiel ihm etwas ein.

Dick hatte es kaum gesehen, als er an einen seiner Abenteuerstreifen dachte, die er gedreht hatte.

Die Geschichte spielte im Dschungel. Er war der Held, der einer Bande hinterherjagte, die darauf spezialisiert war, Schrumpfköpfe herzustellen. Und die beiden dort sahen ihm aus wie Schrumpfköpfe.

Viele Gedanken irrten durch seinen eigenen Kopf. Und aus ihnen kristallisierte sich ein Resultat hervor. Er wußte jetzt Bescheid, es war klar, was man von ihm wollte.

Erstens seinen Schädel!

Und zweitens wollte man ihn dazu benutzen, um einen Schrumpfkopf herzustellen.

Der Gedanke daran trieb das Würgen wieder hoch bis in seine Kehle. Er hörte sich selbst laut atmen.

Plötzlich überkam ihn die Angst wie ein gewaltiger Schwall. Auch schaffte Dick es einfach nicht, seinen Blick vom Kopf des Bruders zu wenden.

Dessen totes Gesicht starrte ihn an.

Es hatte Augen, widerliche Augen, die ihn an gefrorene Milch erinnerten, die zudem wäßrig geworden war. Ein dämonischer Glanz schien von ihnen auszugehen, und zum erstenmal hatte er Angst vor diesem Schädel. Dessen Gesicht hätte keinen Ausdruck tragen sollen, es war trotzdem einer vorhanden. Und der war auf ihn fixiert.

Eine fremde Macht oder Kraft schien in den Kopf hineingekrochen zu sein, um sich dann in den verfluchten Augen festzusetzen, wo sie eine Botschaft vermittelte.

Den Tod für ihn…

Aber gab es denn die Kräfte, diese anderen Mächte, die mörderischen Strömungen, von denen er bisher nur gelesen und gehört hatte, tatsächlich? War das nicht alles die Erfindung irgendwelcher Drehbuchautoren gewesen? Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß so etwas zur Realität werden konnte.

Da waren die Augen!

So anders, so tot, so gnadenlos. Ohne festen Blick und doch mit einer fürchterlichen Botschaft verhaftet.

Jason klagte ihn an. Er brüllte ihm die stummen Schreie entgegen. Er fragte ihn, weshalb ihm nicht geholfen worden war. Er wollte seinen Bruder bis an die Schwelle des Wahnsinns bringen.

»Nein, verdammt!« keuchte Dick. »Nein, ich habe es nicht gewollt. Ich konnte auch nichts tun. Es war alles ganz anders, verstehst du? So verflucht anders…«

Keine Reaktion.
Der Kopf war tot.
Er lebte trotzdem.
Wie auch die beiden anderen Schrumpfköpfe, die der Schauspieler nacheinander anschaute.
Sie sahen aus wie brüchiges, altes Leder. Sie waren ineinander gefallen, aber nicht zerfallen. Der Vergleich mit alten Äpfeln kam ihm in den Sinn, so ähnlich sahen sie aus.
Und dann die Augen.
Nicht wie wäßrige, gefrorene Milch wie bei dem Kopf seines Bruders, nein, die hier sahen völlig anders aus. Sie gaben einen türkisfarbenen Glanz ab. Eine Mischung aus Blau und Rot, facettenreich, so daß sie ihn manchmal an Katzenaugen erinnerten.
Lebten sie?
Fast hätte er sich selbst ausgelacht. Schrumpfköpfe konnten nicht leben. Es war für ihn nicht einmal feststellbar, ob es männliche oder weibliche Köpfe waren.
Dann hörte er Schritte. Zielstrebig hart aufgesetzt. Trotzdem wußte Dick, daß es kein Mann war, der sich seinem Gefängnis näherte. Sie kam, seine Schwägerin.
Er konnte sich nicht bewegen. Hätte er es geschafft, so hätte er versucht, mit beiden Händen an seinen Hals zu fassen, denn dort spürte er plötzlich ein Ziehen, als hätte jemand ein scharfes, dünnes Sägeblatt über die Haut gezogen. Schon jetzt hatte er den Eindruck, als wäre sein Hals angeschnitten worden.
Für ihn gab es nur die eine Möglichkeit. Er konnte sich sonst nicht vorstellen, was sie von ihm wollte.
Sie öffnete die Tür.
Der Schlüssel kratzte, als er sich bewegte. Dieses Geräusch erzeugte bei Dick Travis eine Gänsehaut und gleichzeitig Schmerzen. Er fühlte sich, als hätte man ihm die Haut in Streifen vom Körper gezogen.
Die Tür bewegte sich.
Er konnte sie nicht sehen, sie lag hinter ihm. Die muffige Luft des Kellers wurde zum Teil von einer anderen abgelöst. Schwallartig drang sie hinein. Sie war wärmer, roch salzig.
Er hörte die Schritte besser und lauter. Seine Schwägerin kam näher. Sie ließ die Sohlen über den Boden schleifen. Es hörte sich zudem so an, als würden alte Lappen gegen den Fels geschlagen, wenn sie sich voranbewegte.
Er schwitzte wieder stärker. Es war das Bewußtsein, daß er nur kurze Zeit zu leben hatte. In den nächsten Minuten würde alles vorbei sein - alles…
Etwas klirrte gegen das Gestein. Es war kein Glas, das auf dem harten Boden zerbrach. Das hörte sich anders an. Das Geräusch war anders,

härter, auch heller.

So als hätte jemand Metall auf das Felsgestein geschlagen, und das wiederum trieb eine schreckliche Assoziation in ihm hoch. Er dachte an John Sinclair, der von einem Mann mit einer Machete überfallen worden war.

Verdammt - sollte der vielleicht sein Gefängnis betreten haben und nicht Melanie?

Vorstellbar war es schon, daß sie zu zweit arbeiteten. Bei allem, was recht war, er traute es seiner Schwägerin auch nicht zu, daß sie mit einer Machete köpfte. Die mußte einen Helfer gehabt haben…

Er hielt seinen Mund weit offen und saugte die Luft ein. Sie schmeckte so anders, so schrecklich nach Tod…

Dann sah er sie.

Nein, er sah ihn, und er sah die verdammte Machete, die einen harten Glanz abgab.

Es war nicht Melanie, es war der Killer!

***

In den nächsten Sekunden kam er nicht dazu, darüber nachzudenken. Er lag auf dem Rücken, seine Schmerzen waren auch verschwunden, er starrte nach oben und hatte den Eindruck, als wäre sein Blick kanalisiert worden, denn er konnte nur ihn anschauen.

Eine Gestalt ohne Gesicht!

Von den Füßen bis zum Kopf nur eine einzige Maske. Haut wie Leder oder Leder wie Haut. Dünn über die Knochen gezogen, wulstig aber dort, wo sich das Gesicht befand.

Mehr eine Maske, die aufgequollen wirkte und dieselbe braunschwarze Farbe aufwies wie die Schrumpfköpfe unter dem Glas.

Er sah Augen.

Nein, Schlitze im Leder. Auch der Mund war nur ein schmaler Spalt.

Wer verbarg sich hinter dem Leder, wer umklammerte mit der rechten Hand, die schon mehr einer Echsenklaue glich, den Griff der mörderischen Machete?

Haumesser wurden diese Waffen auch genannt. Was stimmte, denn die Klinge würde ihm den Kopf abhauen.

Einfach so…

Leim hielt ihn als zähe Masse fest. Er war nicht fähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Ihm lagen tausend Fragen auf der Zunge, er brachte keine heraus. Außerdem hatte er auch Angst davor, daß er eine Bestätigung seines Todes bekommen würde.

So bestand noch Hoffnung - oder?

Verdammt, wo blieb John Sinclair?

Er wußte es nicht. Das Grauen hatte ihm die Kehle zugeschnürt. Er konnte sich nur gedanklich mit der Frage beschäftigen, aber gerade

diese Gedanken waren von der Person erraten worden, denn sie kam auf Sinclair zu sprechen.

»Du hast dich geirrt, Dick, du hast dich geirrt! Es hat keinen Sinn gehabt, Hilfe zu holen, denn diese Insel gehört mir. Hast du verstanden? Mir allein. Ich habe ihn gesehen, aber ich habe gewonnen. Jetzt bist du an der Reihe.«

Er hörte der Gestalt zu und dachte darüber nach, ob es Melanies Stimme war.

Eigentlich nicht.

Sie konnte nicht so kratzend, so dumpf und flüsternd sprechen. Das war bei ihr einfach nicht möglich. Er hätte leicht herausfinden müssen und können, wer…

Die Gestalt bewegte ihren rechten Arm.

Das Haumesser bewegte sich mit.

Dick schaute ihm nach. Er hatte den Eindruck, als würde über seinen Körper hinweg eine Spiegelscherbe gleiten, wobei ein Reflex auch über sein Gesicht huschte.

Sie kam zur Ruhe.

Über seinem Kopf, nicht weit von der Kehle entfernt. Auch wenn er lag, konnte ihm der Schädel mit einem Schlag abgetrennt werden.

Torpedogleich schoß die Angst in ihm hoch. Plötzlich war es ihm unmöglich, noch etwas Genaues zu erkennen. Die Gestalt stand seitlich neben ihm. Wenn er nach vorn schaute, sah er die Köpfe, aber auch deren Umrisse verschwammen.

Unter der Maske drang kein Laut hervor.

Es blieb still, ruhig…

»Bitte…«, keuchte er. »Überlege es dir, ich habe dir doch nichts getan, verdammt. Wer bist du eigentlich?«

Die Gestalt schüttelte den Kopf. Sie wollte keine Diskussion, sie wollte nur seinen Tod.

Sie hob das Haumesser.

Er verkrampfte sich.

Jetzt mußt du schreien, dachte er.

Jetzt mußt du einfach schreien und dabei…

Etwas veränderte sich.

Die Luft stand plötzlich wie dünnes Blei zwischen den Mauern.

Travis selbst hatte nichts dazugetan. Er sah es am Verhalten seines Mörders.

Gab es eine Gnadenfrist?

Noch schwebte die verdammte Klinge über ihm. Sie war nicht so lang wie ein Schwert, lief auch nicht spitz zu, aber ihre untere Seite besaß einen höllisch scharfen Schnitt.

Ein Hieb würde reichen…

Die Gestalt wartete noch, drehte den Kopf.

Wieder Hoffnung?
Dick Travis konnte nicht sehen, was sich an der Tür tat, weshalb die Gestalt dorthin schaute.
Er hörte es.
Schritte!
Unruhig, dann ein lautes Keuchen.
Im nächsten Augenblick rannte der Unheimliche auf die Tür zu. Aus seinem Mundschlitz löste sich ein böser Schrei…

***

Wieder hörte ich es pfeifen, als die Waffe in einem Rundschlag geführt wurde.
Ich hatte mich geduckt und war gleichzeitig zur Seite geglitten, so daß mich der Rundschlag mit der Machetenklinge verfehlte. Gleichzeitig prallte die Gestalt auf. Zuvor hatte ich sie im Hellen noch nicht gesehen. Ein winziger Augenblick aber reichte aus, um alles und auch nichts erkennen zu können.
Sie war ein Unding!
Maskiert, eingepackt in braungraues Leder. Sie hatte es wie eine Schutzkleidung über ihren Körper gestreift. Die Augen starrten mich kalt an. Waren es Frauen- oder Männeraugen?
Ich konnte es nicht identifizieren. Aber der Blick versprach mir den Tod. Er war gefüllt mit mörderischem Haß, der sich auf die Waffe umsetzte, denn sie griff an.
Die Gestalt bewegte sich schnell, schlug dabei, ließ mir keine Zeit, an das Kreuz heranzukommen, geschweige denn an meine Beretta. Ich mußte einfach zurückweichen.
Sie kam mir nach, holte auf. Da war der Baum.
Er stand schief, an einer Seite hing sein Astwerk ziemlich weit nach unten.
Darunter tauchte ich.
Sie hämmerte zu. Die Klinge wurde nicht seitlich geführt, sie fegte von oben nach unten auf mich zu, wollte meinen Kopf in zwei Hälften spalten.
Die Machete erwischte das Astwerk.
Mit mörderischer Wucht senste die Klinge hinein. Sie traf Zweige, Äste, trennte sie ab. Das Zeug kippte auf mich nieder, ich warf mich noch weiter zurück, stolperte wegen einer Bodenwelle und fiel auf den Rücken.
Die Äste waren noch nicht alle zu Boden gefallen, als die Gestalt sich durchwühlte.
Ich hatte die Beretta aus der Halfter gezerrt, feuerte den ersten Schuß ab.
Zu überhastet. Die Kugel ritzte nicht einmal die Lederkleidung.

Aber der Schuß hatte sie vorsichtig werden lassen. Plötzlich drehte sie sich, lag dann auf dem Boden, kam wieder hoch und verschwand hinter dem schief gewachsenen Baumstamm.

Wieder schoß ich.

Diesmal lag ich auf der Seite, aber die Gestalt handelte wie ein Phantom.

Durch eine gedankenschnelle Bewegung entging sie dem Silbergeschoß. Ich sah sie nicht mehr.

Stolpernd kam ich auf die Beine. Die Waffe hielt ich fest. Ich schaute schräg nach vorn.

Wo steckte sie?

Ich hörte keine verdächtigen Geräusche, stand noch immer unter der dicht belaubten Baumkrone, wo das Licht relativ düster war, sich Helligkeit und Schatten zitternd abwechselten.

Konnte eine Kugel den Panzer überhaupt durchdringen? Ich wußte es nicht, konnte es nur hoffen.

Vorsichtig bewegte ich mich nach rechts.

Irgendwann mußte sie ja kommen.

Sie kam nicht, etwas anderes flog auf mich. Nicht lang wie die Machete, sondern klein, rund und kompakt.

Ein Stein!

Ich tauchte unter, drehte mich weg. Diesmal war ich nicht flink genug. Der verdammte Stein erwischte mich noch am Kopf. Er rasierte über den Hinterkopf hinweg. Eine Spitze schien sich für einen Moment am Schädel festbeißen zu wollen. Der Schmerz ließ mich schreien. Ich taumelte und sah die Welt vor mir zu einem zuckenden Puzzle werden, in dem sich helle und schwarze Flecke zuerst seitlich bewegten, dann aber anfingen, sich zu drehen und mich indirekt davor warnten, daß es schnell zu Ende gehen konnte.

Ich war überhaupt nicht mehr auf der Höhe. Ich bekam drei Dinge zugleich mit, sah die zuckende Umgebung, fühlte auch, wie sehr ich schwankte und entdeckte die Gestalt wie einen dunklen, langen, wuchtigen Klumpen, der sich bewegte.

Sie würde mich schaffen können. In meinem Zustand war es ein Leichtes für sie.

Noch hatte ich die Beretta.

Ich schoß.

Ich schwankte und stolperte zurück, hielt mich aber auf den Beinen, feuerte auf die Killergestalt.

Jede Detonation aus der Waffe hörte ich wie einen dumpfen Trommelschlag, der mir immer mehr von meinem Leben nehmen wollte.

Dann fiel ich hin.

Der weiche Boden und das darauf wachsende Gras dämpften den

Aufprall, obwohl ich mit dem Hinterkopf aufschlug. Aus der kleinen Wunde quoll Blut, das mir die Haare verklebte. Eigentlich hätte sie mir den Schädel abschlagen müssen, ihre Chance war da, aber die Gestalt kam nicht.

Ich lag da. Luft pumpte ich mit gewaltigen Atemstößen in meine Lungenflügel.

Ich schwitzte, hielt die Augen offen. Über mir tanzte ein Bild aus grünen und hellen Flecken. Es entstand, weil das Sonnenlicht gegen die Baumkrone schien. Es ging mir nicht gut, die Trümpfe lagen alle bei der Killergestalt, aber ich mußte hoch, mußte sie stellen und würde kein Pardon kennen. Ran an den Feind, so hieß es, so durchzuckte es meinen Kopf, als ich mich mühsam zur Seite drehte.

Dann kroch ich auf Händen und Füßen weiter. Die leergeschossene Waffe hielt ich fest. Ich glitt durch das Gras wie ein übergroßes Insekt. Der Schweiß brannte in meinen Augen.

Irgendwann hatte ich die freie Fläche erreicht, kam wieder auf die Füße und hatte zuviel Schwung, der mich nach vorn taumeln ließ, aber ich hielt mich.

Den Kopf drehte ich nach links.

Das Haus konnte ich sehen. Für mich aber stand es nicht mehr auf dem Land, sondern auf einem großen, schwimmenden Floß, das über ein gewaltiges Meer glitt.

Ich wußte, daß es stimmte. Es lag allein an meiner Erschöpfung, daß mir dieses Bild so vorkam.

Die Gestalt sah ich nicht mehr. Ich wußte auch nicht mit hundertprozentiger Sicherheit, wer sie war, ging jedoch davon aus, es mit Melanie Travis zu tun zu haben.

Nur eben verkleidet…

Ich lud meine Beretta nach. Die Finger zitterten dabei. Die Haut war schweißnaß, so daß ich Mühe hatte, die Patronen zu halten. Aber ich würde es packen, ich wollte nicht aufgeben, ich kämpfte weiter, denn ich mußte sie stellen.

Meine Gedanken galten zudem Dick Travis. Solange noch Hoffnung bestand, ihn lebend zu finden, konnte ich einfach nicht aufhören.

Der Wind blies in mein Gesicht. Die Sonne heizte alles auf. Bald würde ich auf den grauen Felsen Spiegeleier bakken können.

Ich ging auf das Haus zu.

Mein Gesicht war verzerrt. Ich hatte das Gefühl, als würden meine Augen glühen.

Wie ein innerer Motor trieb es mich voran. Ich mußte es schaffen. Ich wollte auch den Mann retten.

Die Haustür war nicht verschlossen. Wie zur Einladung stand sie offen.

Noch immer rann das warme Blut aus der Wunde, fand seinen Weg

durch die Haare und in den Nacken.
Es störte mich nicht. Ich betrat das Haus, hatte den Waffenarm angehoben, so daß die Mündung zur Decke wies. Ich würde ihn blitzschnell senken und schießen können.
Nichts bewegte sich.
Ich ging weiter.
Meine Schritte schleiften über den Boden. Ich sah Spuren.
Ein hartes Lächeln umzuckte meinen Mund. Spuren waren wichtig. Sie zeigten an, wohin die Person verschwunden war.
Die Ausmaße und die Einrichtung des großen Wohnraumes hatte ich noch in Erinnerung. Aber da war die Gestalt nicht hingegangen, sie hatte einen anderen Weg eingeschlagen.
Nach links.
Flecken auf dem Boden. Sie führten weiter bis zu einer Tür. Dahinter lag eine Treppe.
Der Keller!
Ich stand am Ende der Treppe und holte tief Luft. Es war ein Geländer da. Ich brauchte es, weil ich mich noch immer wie ein alter Mann fühlte. Das machte mir Angst.
Bisher hatte ich Glück gehabt, konnte mich jedoch nicht darauf verlassen, daß es auch anhielt.
Rechts befand sich das Geländer. Ich umfaßte es. Der Griff scheuerte kühl über meine Handfläche.
Zurück blieb ein Schweißfilm. Er klebte auch zwischen Pistolengriff und Haut.
Es war düster. Eine Lampe gab kein Licht ab. Ich erreichte das Treppenende und schaute mich um.
In der Düsternis sah ich die Türen. Sie wirkten wie in das Mauerwerk hineingezeichnete viereckige, bewegungslose Schatten mit kalt schimmernden Griffen.
Eine stand offen.
Nicht weit, nur zur Hälfte, ich konnte nicht sehen, was sich dahinter abspielte, aber mir war klar, daß nur sie in Frage kam.
Die Luft war mit der in einer Sauna zu vergleichen. Vielleicht lag es auch an meinem inneren Streß, daß ich so dachte.
Ich steuerte auf die Tür zu. Sie war für mich das letzte Hindernis zum entscheidenden Schritt. Ich würde sie ganz öffnen, und ich würde bestimmt in eine Hölle schauen.
Ich war bereit, das Feuer zu löschen und richtete die Waffenmündung auf die Tür.
Noch zwei Schritte.
Ich ging den ersten.
Der Schrei traf mich völlig unvorbereitet. Er war hinter der Tür aufgeklungen, die plötzlich einen gewaltigen Stoß bekam und mir

entgegenflog.
Ich war wieder nicht schnell genug, denn sie erwischte mich an der Stirn.
Ich flog zurück, landete auf dem harten Boden, hörte, wie sich Schritte und wütende Schreie miteinander vermischten, wie sie nach links wanderten, ich mich im Liegen drehte und meine Waffe abfeuerte. Ich hielt genau in die Richtung, wußte nicht, ob ich getroffen hatte, stand irgendwann auf, schaute auf die Treppe und sah dort keine Gestalt. Nur die obere Tür schwang leicht hin und her, als wollte sie mir höhnisch zuwinken.
»Hilfe…«
Ich vergaß die Verfolgung des Killers, als ich den leisen Schrei aus dem anderen Raum vernahm.
An der Stimme hatte ich meinen Schützling Dick Travis erkannt.
Es mußte ihm verdammt schlecht gehen, deshalb verlangte es die Menschenpflicht, daß ich nach ihm sah.
Ich fand ihn in einer unnatürlichen Haltung und gefesselt auf dem Boden liegen.
Sein Körper war gestreckt, er fieberte, der Glanz in seinen Augen bestand aus Angst.
Und dann schrie er, als er mich erkannte. Es war ein Schrei der Erlösung, der Rettung. Ich hörte ihn weinen und zog meinen Dolch. Mit der scharfen Klinge zerfetzte ich die Lederfesseln. Dabei schaute ich mich um.
Ich sah Jasons Kopf!
Er stand auf dem Sideboard wie auf dem Präsentierteller. Seine Augen waren helle, wäßrige Teiche.
Er schien nur mich anzuglotzen, und ich sah neben ihm - ebenfalls unter würfelförmigen Hauben verborgen - zwei weitere Köpfe.
Sie waren bereits behandelt worden. Man hatte ihnen die Knochen entnommen und sie zu Schrumpfköpfen gemacht. Das also hatte die Frau vor.
Während ich Dick Travis befreite, hörte ich ihn reden. Er sprach hastig, stolperte über seine eigenen Worte, aber ich bekam doch heraus, was die Person getrieben hatte.
In Peru war sie zum erstenmal mit der alten Totenmagie in Berührung gekommen. Da hatte sie gelernt, daß es wichtig war, Schrumpfköpfe herzustellen, denn die alten Rituale gaben demjenigen die Kraft und die Eigenschaften der Getöteten, die diese einmal besessen hatten. Beides floß auf den Menschen über. »Sie wollte mehr sein als andere. Sie wollte irgendwann den Tod überwinden, glaube ich…«
»Und weshalb verkleidete sie sich?«
»Ich weiß es nicht. Kann Schau gewesen sein.«

Das konnte stimmen. Ich lächelte Dick zu, der sich aufgerichtet hatte und jetzt normal auf dem Boden saß, auch wenn er meine Hände als Stütze in seinem Rücken spürte.

»Du mußt sie fangen, Sinclair!« keuchte er. »Hol sie dir, bevor sie noch mehr Unheil anrichtet.«

»Und ob ich das tue.« Ich wollte sie nicht allein holen, sondern Suko alarmieren, damit er…

Mein Gesicht verzog sich zur Grimasse. Ich hatte das Sprechgerät hervorgeholt, starrte es an und schleuderte es wütend gegen die Wand. Dort brach es dann endgültig zusammen. Beim Kampf gegen Melanie Travis war es zerstört worden.

»Was ist los?«

»Im Eimer«, sagte ich. »Jetzt hätte ich Suko gebrauchen können. Die ist bestimmt zum Hafen gelaufen.« Ich schaute Dick ins Gesicht, der sich ebenfalls erschreckt hatte.

»Hören Sie zu. Ich werde ebenfalls zum Hafen laufen. Ich werde mich beeilen. Sie können nachkommen, wenn Sie wieder okay sind.«

»Ja, okay, laufen Sie.«

Der Schlag mit der Tür hatte mich zum Glück nicht voll getroffen. Natürlich war ich noch an der Stirn erwischt worden, doch es war auszuhalten. Den größten Aufprall hatte ich mit der Schulter abfangen können.

Draußen schaute ich mich erst gar nicht groß um, sondern schlug direkt den Weg zum Hafen ein.

Ich rannte.

Und während ich meine Beine so heftig bewegte, dachte ich an die Frau. Ich war mir sicher, daß ich zu spät kommen würde, sah den Hafen schließlich und auch das Boot.

Leider nicht mehr an der Anlegestelle. Sie war tatsächlich schneller gewesen als ich.

Wie ein weißer Fleck tanzte es draußen auf den graugrünen Wellen und entfernte sich mit jeder Sekunde weiter von der Insel…

***

Es gab Dinge, die Suko haßte. Dazu gehörte natürlich die Langeweile. Und die hatte ihn überkommen, als er auf dem Schiff wartete, wo er eigentlich hätte in der Sonne liegen und sich bräunen lassen können. Das aber war nicht seine Art. Er wollte immer dabei sein, er wollte wenigstens hören, was geschehen war.

Die Zeit verstrich…

Manchmal segelten weiße Wolken wie Schiffe über ihn hinweg. Hoch oben im Blau des Firmaments hatten sie sich gebildet, und Suko konnte zusehen, wie sie an Dichte zunahmen.

Stand ein überraschender Wetterumschwung bevor?

Im Radio hatten sie so etwas Ähnliches angekündigt, aber erst für den nächsten Tag.

Er wartete weiter.

Das Klatschen der Wellen gegen die Bordwände hörte er schon nicht mehr. Ebensowenig wie das Schreien der Seevögel.

Zweimal hatte er ein Schiff am Horizont gesehen. Schmal, klein, wie ein Schattenriß.

Er wanderte hin und her, schaute hinüber zur Insel, die aus der Dünung hervorwuchs.

Träge schlichen die Sekunden dahin, und manchmal schimpfte er über sich selbst, weil er zugestimmt hatte, auf dem Meer zu warten. Er war sauer, er merkte den Druck, er wollte aber seinen Freund John nicht stören. Es konnte sein, daß er sich ausgerechnet in einem ungünstigen oder lebensbedrohenden Augenblick mit ihm in Verbindung setzte, und dann war alles zu spät.

Dennoch mußte er es tun.

Suko gab sich und John selbst eine Zeitspanne von noch genau zehn Minuten.

Träge nur bewegte sich die Zeit.

Jede Sekunde schien zu ticken. Sie war in seinem Ohr wie ein kleines Echo.

Dann war er es leid.

Er holte das Sprechgerät hervor und schoß den Ruf, durch. Verbindung mit John Sinclair.

Nichts war zu hören.

Keine Meldung, kein Rückruf. Alles blieb tot.

Es war warm an Deck, dennoch ließ es sich wegen des herrlichen Wetters aushalten, aber auf der Stirn des Inspektors erschienen plötzlich Schweißtropfen. Er machte sich Sorgen. Versuchte es noch einmal.

Wieder nichts.

Er steckte das Gerät weg, drehte sich um und ging auf das Ruderhaus zu. Ein Verdeck schützte den Steuerstand vor dem grellen Licht der Sonne.

Der Schlüssel steckte.

Eine Drehung des Schlüssels reichte aus. Die beiden Rolls Royce-Motoren röhrten auf. Es hörte sich an, als hätte ein vorsintflutliches Ungeheuer gehustet.

Suko spürte die Power, die in den Motoren steckte. Das Vibrieren erreichte auch ihn.

Er fuhr los.

Der Bug zerteilte die Wasserfläche in zwei Hälften, die als Schaumstreifen an den Bordwänden entlangglitten.

Das Boot war schwer. Es hüpfte nicht über die Wellen, es stieß in die

Dünung hinein, es schaukelte und schwankte, und Wassertropfen flogen Suko wie Schaum entgegen, klatschten gegen die breite Sichtscheibe und wurden von den Wischern fortgeschleudert.

Er hielt Kurs auf die Insel. Sehr rasch kam er näher. War sie vorhin nur mehr als Schatten zu sehen gewesen, so kristallisierte sie sich nun deutlicher hervor. Sie nahm die entsprechenden Konturen an.

Suko sah die steilen Felswände, die grau wie Asche aussahen, aber in ihrem Innern helle Einschlüsse aufwiesen.

Unten am Rand verteilte sich der weiße Bart der Brandung. Er quirlte über Klippen hinweg, er drehte sich in Strudeln, er bildete gefährliche Fallen.

Suko änderte den Kurs. Sein Gesicht war hart. Die dunkle Sonnenbrille ließ ihn gefährlich aussehen.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit John Sinclair und mit dem, was ihm hätte alles passieren können. Endlich sah er den kleinen Hafen.

Dort hatten die steilen Felsen so etwas wie ein Loch oder eine große Lücke bekommen, ein breites, offenes Karree, damit konnte die Zufahrt verglichen werden.

Es war kein natürlicher Hafen. Der Besitzer der Insel hatte ihn angelegt.

Suko hielt direkt darauf zu.

Und er sah das Boot.

Es war kleiner als das seine. Es lag auch nicht mehr im Hafen, sondern löste sich aus ihm, um der offenen See entgegenzufahren.

Wer es bewegte, konnte er nicht erkennen. Er glaubte auf keinen Fall, daß es John war.

Wieder versuchte er den Kontakt mit ihm aufzunehmen. Und abermals klappte es nicht.

Er fluchte.

Weiterfahren.

Die Angst ließ ihn mit dem Gaspedal spielen. Weshalb meldete sich sein Freund nicht? War es ihm nicht möglich? War das Gerät zerstört?

Er würde eine Antwort bekommen. Er würde sie sich holen, daran gab es nichts zu rütteln.

Suko mußte sich jetzt voll und ganz auf das andere Boot konzentrieren.

Nur dessen Fahrer konnte ihm sagen, was geschehen war.

Auch als er das Glas an die Augen setzte und das Boot näher heranholte, konnte er nicht erkennen, von wem es gesteuert wurde. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich auf der breiten Frontscheibe, wo sie Reflexe erzeugten, die aussahen, als wäre ein Riesendiamant mit wuchtigen Hammerschlägen zerstört worden.

Welches Ziel hatte das fremde Boot?

Wenn es den Kurs beibehielt, würde es irgendwann die Küste erreichen und dort in einen der zahlreichen Häfen einlaufen. Das wollte Suko verhindern. Er mußte das Boot auf hoher See stoppen und kam sich dabei nicht vor wie ein Pirat.

Hier ging es um andere Dinge. Um Leben und Tod, verbunden mit schrecklichen Mordtaten.

Es war auch dem anderen Fahrer aufgefallen, daß sich jemand seinem Boot nähern wollte. Suko sah trotz des blendenden Gegenlichts eine schnelle Bewegung am Führerstand.

Sekunden später quirlte hinter dem Heck das Wasser schaumig auf. Der Bug schob sich in die Höhe, er wirkte wie ein Schwert, das alles zerschneiden wollte.

Die Geschwindigkeit nahm zu. Für Suko war es eindeutig der Beweis, daß ihm das andere Boot entwischen wollte. Auf seinen Lippen lag plötzlich ein kaltes Lächeln, das wie eine Kampfansage wirkte. Jetzt gratulierte er sich dazu, daß die beiden starken Motoren die nötige Kraft besaßen, um schneller zu sein.

Er holte auf.

Und er schaffte es auch, dem anderen Boot den Fluchtwinkel zu verkürzen.

Noch befand er sich auf gleicher Höhe, aber er überholte und drängte sich immer näher an das helle Ziel heran.

Gischt, die wie Schnee vorbeiflog, machte es schwierig, etwas Genaues erkennen zu können. Suko konnte die Gestalt sehen, nur sie leider nicht identifizieren.

Ein dunkler Körper hielt sich am Ruder auf. Er sah aus wie eine Puppe oder eine eingewickelte Mumie. Suko wußte nicht, ob er einen Mann oder eine Frau vor sich hatte. Aus seiner Sicht trug die Person einen dunklen, langen Mantel, was ihm nicht in den Kopf wollte.

Der Fahrer reagierte hektisch. Noch übertrug sich das nicht auf seine Fahrweise, aber Suko erkannte deutlich, wie er den Kopf von einer Seite auf die andere drehte. Es war ein Zeichen übergroßer Nervosität.

Da lief etwas.

»Ich kriege dich!« flüsterte er. »Ich kriege dich!« Er suchte auch nach John Sinclair und nach Dick Travis. Beide Männer sah er nicht auf dem hellen Deck.

Suko blieb dran.

Da war er wie eine menschliche Klette. Er ließ sich nicht einschüchtern, und wenn es nicht anders möglich war, dann würde er das Boot auch rammen.

Zwischen den beiden Bootswänden betrug die Distanz höchstens vier Yards.

Suko schrie: »Stoppen Sie! Verdammt noch mal, Sie sollen stoppen!«

Der andere dachte nicht daran.

Schneller konnte er auch nicht fahren, und trotzdem wollte er dem Inspektor entwischen.

»Dann eben nicht«, sagte Suko, und es hörte sich schlimm an, wie er die Worte aussprach.

Power!

Der Bug hob sich aus dem Wasser, gleichzeitig krängte sein schwimmender Untersatz nach Steuerbord über, und auf einmal war die andere Bootswand sehr nah.

Zu nah!

Die Kollision!

Sie war nicht mehr abzuwenden. Der Schlag traf beide Boote. Das kleinere mehr als das größere. Es flog zur Seite, hüpfte über die Wellen, schüttelte sich, als wollte es dem Druck entgehen, tauchte tief ein, und da bekam es den zweiten Rammstoß.

Suko hörte jemand schreien. Die helle Stimme gehörte einer Frau. Sie war bei der zweiten Kollision vom Steuer weggeflogen und rollte in dem engen Führerstand über den Boden.

Wasser schäumte über.

Mit dem Heck tauchte das Boot aus dem Wasser. Suko sah die Schraube, ihm war jetzt alles egal, und er rammte den Bug seines Bootes dagegen, auch wenn er in Gefahr lief, selbst ein Leck zu kassieren. Aber ihm kam es darauf an, die andere zu stoppen.

Ein helles Kreischen durchschnitt die Luft. Die Schraube war verbogen. Ihre Blätter hackten über die Außenwand, drehten sich weiter, wurden langsamer, stoppten, aber das sah Suko nicht, denn er war am Heck vorbeigeglitten, mußte die Geschwindigkeit unter Kontrolle bekommen, um wenden zu können.

Ohne Saft trieb das andere Boot auf den Wellen. Die Dünung bewegte es auf und nieder, und Suko atmete tief durch. Der erste Teil des Planes war gelungen, aber er hatte noch nicht gewonnen und mußte wieder zurück. Das gerammte Boot trieb auf dem Wasser wie eine übergroße deformierte Badewanne.

Auf dem Deck bewegte sich eine Gestalt.

Bisher hatte Suko fest damit gerechnet, es mit einer Frau zu tun zu haben, das aber wußte er nicht mehr so genau, als er die Gestalt sah, die sehr dunkel angezogen war und ihm vorkam wie ein Neutrum. Das konnte ebensogut ein Mann sein.

Suko mußte auf das andere Boot. Vorsichtig schob er sich näher heran. Er war nicht einmal ein Freizeitkapitän, er hoffte nur, daß er das Richtige tat und es schaffte, auf das andere Deck zu springen. Er stand geduckt, ließ sich noch von den Wellen treiben, ein Ausweichen war nicht mehr möglich, aber er hatte sich geirrt.

Nicht er brauchte das andere Boot zu entern, die Gestalt kam.

Plötzlich erinnerte sie an einen Hartgummiball, der in die Höhe

geschleudert wurde. Einmal stützte sie sich noch an der Reling ab, dann schwang sie darüber hinweg, landete nicht weit von Suko entfernt und stieß einen Kampfschrei aus.

Suko war überrascht. Während des Schreis war in dem dunklen Gesicht ein Schlitz aufgeklafft, und erst jetzt sah er richtig, wie die Person angezogen war.

Sie trug eine dicke Maske, in deren Schlitzen Eisaugen schimmerten. So hatte John Sinclair die Person beschrieben, die ihn mit einer Machete angegriffen hatte.

Und jetzt?

War die Gestalt unbewaffnet?

Suko stand breitbeinig an Deck, weil er die Bewegungen des Bootes so besser ausgleichen konnte und er nicht Gefahr lief, auszurutschen. Er sah keine Waffe an ihr, sprach sie an und sagte mit leiser Stimme: »So lernt man sich also kennen, Mrs. Travis!«

»Sie kennen mich?«

»Ich habe auf Sie gewartet. So wie mein Freund und Kollege John Sinclair.«

»Den können Sie vergessen.«

Suko ging nicht darauf ein. »Aber ich bin noch da. Das sollten Sie sich merken.«

Der Kopf bewegte sich. Sie suchte nach einem Ausweg, und der hing hinter ihrem Rücken.

Es war die Machete, und die befand sich in einer Scheide, die auf ihrem Rücken hing.

Blitzschnell hob sie den Arm und zog das Haumesser.

Gleichzeitig schrie sie auf.

Dann griff sie an!

***

Es war für beide schwer, den Kampf zu gewinnen, weil sich das Boot bewegte, sie zwar auf festem, aber dennoch schwankenden Boden standen.

Schräg und gleichzeitig von oben nach unten schlug die Frau mit aller Wucht zu.

Da pfiff das Metall durch die Luft, markierte einen blitzenden Reflex, in den das Blut des Getroffenen hineinspritzen sollte. Aber Suko sprang zur Seite.

Die Machete hackte in die Decksplanken.

Melanie war wütend. Sie zerrte sie hervor - und wurde von einem Karatetritt erwischt, der ihren Kopf traf. Sie kippte zurück, wäre normalerweise ausgeschaltet gewesen, aber die dicke Maske hatte dem Treffer einen Großteil der Wucht genommen.

Sie rollte sich herum.

Suko war bei ihr. Dann mußte er springen, denn sie bewegte die Waffe kniehoch über die Planken hinweg, trotz ihrer mißlichen Lage. Suko hatte den Eindruck, daß seine Sohlen gekürzt wurden, so nah glitt die Schneide vorbei.

Melanie rollte sich weiter. Bis nahe an den Führerstand. Dort schnellte sie hoch und wollte sofort zuschlagen.

Suko befand sich auf dem Sprung, das hatte sie gesehen, Hoffnung geschöpft, und dann war plötzlich sein Arm da und seine Hand. Er war unheimlich schnell und gewandt. Die Finger umklammerten den Schlagarm der Frau dicht unterhalb des Handgelenks, stoppten den Hieb und drückten den Arm zurück.

Sie keuchte.

Aus dem Schlitz in der Maske strömten Suko die Geräusche entgegen wie aus einem defekten Ventil.

Er hielt fest, er war stärker. Weiter nach hinten konnte er den rechten Arm nicht drücken, dafür aber zur Seite und in Richtung Boden. »Laß los!« fuhr er sie an.

Melanie schüttelte den Kopf.

»Ich brech' dir den Arm!«

»Tu's, du Schwein!«

Und Suko drückte weiter.

Sie keuchte, sie strengte sich an, sie stemmte sich seelisch und körperlich gegen den Griff.

Aber sie war zu schwach.

Dann brüllte sie.

Gleichzeitig hatte Suko das Knakken im Schultergelenk gehört. Sie hatte es nicht anders haben wollen, und ein verrenkter oder gebrochener Arm war immer noch besser als der Tod.

Die Machete polterte zu Boden. Suko schleuderte die Frau zur Seite.

Sie fiel, schrie vor Schmerzen, dann blieb sie liegen, jammernd und sich den Arm haltend.

»Es tut mir nicht einmal leid«, sagte der Inspektor, als er begann, ihr die lederne Maske abzunehmen.

Darunter kam ein gerötetes, verzerrtes und auch verschwitztes Gesicht zum Vorschein.

Blonde Haare umwehten es. Mit ihnen spielte der Wind wie mit Federn.

»Sie sind verhaftet, Mrs. Travis!« sagte Suko.

»Fahr zur Hölle, Bastard!« Danach schwieg sie und erstickte fast an ihrem Haß…

***

Wir hatten zugesehen, wie das Boot in den Hafen einlief, und wir hatten erkannt, daß es nicht das der Melanie Travis war. Suko legte

an, warf uns ein Tau zu, das wirft um einen Poller wickelten.

Er hatte sie gefangen.

Wie ein Häufchen Elend sah Melanie aus, als der Inspektor sie gegen die Reling drückte. »Das ist sie«, sagte er. »Sie wollte auch mir den Kopf abschlagen.«

»Da hast du etwas mit uns gemeinsam, Suko.« Ich kletterte als erster an Bord.

Zögernd folgte mir der Schauspieler. Er hatte sein Erlebnis noch nicht überwunden und würdigte seine Schwägerin mit keinem Blick. Seine Augen sahen aus, als bestünden sie aus trübem Glas.

Er stellte sich gegen die Reling und schaute auf das offene Meer hinaus. Ich sah, wie seine Schultern zuckten.

Suko las mir meine Frage von den Lippen ab. »Ich weiß es, John, ich habe mit ihr über die seltsame Verkleidung gesprochen, aber sie redete in einer fremden Sprache. Sie ist völlig von der Rolle, hat sich in sich selbst zurückgezogen. Für sie ist wohl eine Welt zusammengebrochen.«

Ich schaute mir die Lederkleidung an. Sie besaß eine Tarnfarbe, sah aus wie der Dschungel.

Ich versuchte, mit ihr zu sprechen.

Sie antwortete nicht.

Als ich die Maske berührte, fiel das Material zusammen, so brüchig war es geworden. Melanie Travis schaute zwar hin, reagierte nicht. Ich wollte die Insel verlassen. Wir würden später noch einmal zurückkehren und die Köpfe einsammeln. Dann aber mit einem Hubschrauber.

Das Schiff brachte uns trotz seiner Schrammen sicher bis in den nächsten Hafen…

***

Tage später und wie nebenbei erfuhren wir dann, weshalb sie sich so verkleidet hatte. In Peru hatte sie einen Kopfjäger kennengelernt, der gleichzeitig so etwas wie ein Zauberer oder Schamane gewesen war. Er hatte diese Kleidung kurzerhand übergestreift und war in ihr auf Beutejagd gegangen. Die Köpfe seiner Opfer sollten die Eigenschaften der Getöteten voll auf ihn übergehen lassen.

So stand es geschrieben in der Mythologie.

Für uns aber war es ein Verbrechen. Und wir waren froh, daß die Nachfolgerin des Kopfjägers hinter Schloß und Riegel kam…

ENDE